



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die Ungewissheit des Todes  
Scheintod und Goethes *Wahlverwandtschaften*

Verfasserin

Stephanie Langer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Eva Horn



## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.	5
2. Scheintod. Theoretische Grundlagen.	9
2.1. Beunruhigung an der Grenze von Leben und Tod. Der historische Kontext.	10
2.1.1. Aufklärung und Scheintod. Der historische Ort einer Angst.	11
2.1.2. Medialität und Relektüre. Der Gang der Debatte.	15
2.2. Kampf dem Aberglauben. Christoph Wilhelm Hufeland.	19
2.2.1. Ein Mittelzustand zwischen Leben und Tod. Die Scheintod-Theorie.	20
2.2.2. Ringen um die korrekte Lektüre. Einige exemplarische Fallgeschichten.	25
2.3. Scheintod und Literatur. Eine semiotische Krise.	35
3. Scheintod literarisch. Johann Wolfgang von Goethes <i>Die Wahlverwandtschaften</i> .	37
3.1. Chemie und Zeichen. Modernisierungstendenzen.	38
3.1.1. Verzeitlichung von Wissen. Die Gleichnisrede.	40
3.1.2. Fehlgehende Lektüren. Die Ambivalenz der Zeichen.	44
3.2. Phase eins. Funktionierende Rettung.	48
3.2.1. Angewandte Makrobiotik. Das Rettungswesen des Hauptmanns.	48
3.2.2. Scheintod explizit. Die Rettung des Knaben.	56
3.3. Phase zwei. Zunehmende Ambivalenz.	59
3.3.1. Scheintote oder Gespenst. <i>Die wunderlichen Nachbarskinder</i> .	59
3.3.2. Unfähigkeit zur Rettung. Der Tod Ottos.	67
3.4. Phase drei. Ambiguität der Sinnstiftungsmodelle.	71
3.4.1. Körperzeichen und Katalepsie. Otilie als zum Scheintod prädestiniert.	71
3.4.2. Glassarg und Leichenhaus. Otilies (Schein-)Tod.	77
3.4.3. Ausbleiben der Verwesung. Scheintod versus Hagiographie.	80
4. Rückblick und Ausblick.	85
5. Bibliographie.	89
6. Anhang.	97
6.1. Abstract.	97
6.2. Lebenslauf.	99



## **1. Einleitung.**

Ein Mensch wird fälschlich für tot erklärt und vorzeitig bestattet, eine scheinbar Tote bringt noch im Sarg ein Kind zur Welt, eine weitere vermeintliche Leiche erwacht unter dem Messer der Sektion: Imaginationen des Scheintods liefern bis in die heutige Populärkultur wirkmächtige Bilder des Grauens. Bereits seit der Antike gibt es immer wieder derartige Geschichten von Menschen, die lebendig begraben wurden – und doch ist nicht jeder lebendig Begrabene scheinot. Im Gegenteil: Bezeichnenderweise ist das Wort „Scheintod“ ein Neologismus aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im beginnenden 19. Jahrhundert nämlich liegt der Kern der wissenschaftlichen Scheintod-Diskussion: Zu dieser Zeit entwickelt sich ein ausgefeiltes Konzept des Scheintods in den Schriften bedeutender Mediziner. In drastischen Bildern, voller Pathos, Emphase und aufklärerischem Impetus wird hier die Ambivalenz der Zeichen des Todes beschworen und vor übereilten Begräbnissen gewarnt. Schauerliche Fallgeschichten evozieren eine drohende Gefahr – und dennoch ist das Konzept des Scheintods mehr als ein bloßes Stilmittel der Inszenierung von Horror. Die Debatte um den Scheintod nämlich kann verstanden werden als Ausdruck einer gerade in der Aufklärung virulent gewordenen Krise. Alte Mittel der Sinnstiftung liefern keine gültigen Erklärungen mehr, es wird um neue Antworten gerungen. In dieser Krise, die in erster Linie eine Deutungskrise ist, werden auch und gerade die gängigen Zeichen des Todes problematisch, mehrdeutig, ambivalent. Äußerlich nämlich sind Tod und Scheintod einander zum Verwechseln ähnlich: Die Lesbarkeit körperlicher Symptome wird zutiefst fragwürdig.

In dem Maße, in dem alte Sinnstiftungsmodelle ihre Deutungsmacht verlieren, tritt auf der Suche nach neuen Antworten die visuelle Wahrnehmung von Zeichen in den Vordergrund. Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis stehen im Fokus und werden – vor allem im Rahmen der zahlreichen Fallgeschichten, die eindringlich die allgemeine Gefährdung durch den Scheintod aufrufen – anhand der Lektüre am (scheinbar) toten Körper reflektiert. In einem Labyrinth der Ambivalenzen soll so eine konkrete, unwiderrufliche Lesart gewonnen werden, an deren Richtigkeit letztlich kein Zweifel besteht: Die Ungewissheit der Zeichen des Todes ist eng mit Fragen der Lektüre verbunden.

Ist die Scheintod-Debatte Symptom einer Krise der Sinnstiftung, so ermöglicht Literatur, wenn sie über den Scheintod nachdenkt, wenn sie mit dem Scheintod denkt, eine Reflexion der ihr selbst stets inhärenten Mehrdeutigkeit: Die semiotische Krise, die der Scheintod bedeutet, wird in literarischen Texten inszeniert, indem auch sie vehement um die Deutung von Zeichen ringen. Die Krise der Lesbarkeit, die Ambivalenz von Zeichen, die kritisch gewordene Grenze zwischen Leben und Tod zieht in die Texte ein und wird deren Bewegungsmotor. Auch am literarischen Scheintod werden Interpretationen entworfen und Lesarten angelegt, doch kann, anders als die auf den einen wahren Sinn zielende wissenschaftliche Scheintod-Diskussion der Zeit, Literatur gerade die Polyvalenz von Zeichen als solche beleuchten und das Ringen um Deutungen als solches inszenieren.

Der Dichter, der als erstes genannt wird, wenn vom Scheintod die Rede ist, ist Edgar Allan Poe, bei dem sich zahlreiche spannende und überaus komplexe Annäherungen an dieses Thema finden. Und dennoch soll keines seiner Werke hier im Fokus stehen, sondern ein Roman, der bis dato nicht auf seine Beziehung zum Scheintod hin gelesen wurde: Johann Wolfgang von Goethes *Wahlverwandtschaften*. Wiewohl nur an einer Stelle explizit von Scheintoten die Rede ist, erweist sich Goethes Roman, der so massiv Modernisierungen reflektiert und über die Verzeitlichung von Wissen nachdenkt, an zentralen Stellen als mit Fragen nach der Ungewissheit der Zeichen des Todes befasst. Tatsächlich ist es gerade die Tatsache, dass die *Wahlverwandtschaften* den Scheintod nicht dezidiert thematisieren, die exemplarisch die der Scheintod-Debatte inhärente Krise der Lesbarkeit illustriert.

In drei Phasen, die nach einer anfänglichen Eindeutigkeit im Sinne aufklärerischer Erklärungsmuster zu zunehmender Ambivalenz hinsichtlich der Grenze von Leben und Tod führen, reflektiert Goethes Roman das Wissen vom Scheintod. Aus diesem Grund ist es naheliegend, einen (beinahe) chronologischen Weg in der Analyse der *Wahlverwandtschaften* einzuschlagen und – nach einer allgemeinen Annäherung an den Scheintod und dessen historischen Kontext – den Verlauf dieser drei Phasen nachzuverfolgen.

Zunächst jedoch einige Worte des Danks: Für ihre Unterstützung möchte ich mich bedanken bei Prof. Dr. Eva Horn, die mich vom Tod zum Scheintod brachte und mir bei der Abfassung der Diplomarbeit eine engagierte Betreuerin war, bei Martina Süess, die

mir half, mich im Dickicht der Forschungsliteratur zu den *Wahlverwandtschaften* zu orientieren, bei Magdalena Engel, die argusäugig und humorvoll dazu betrug, dass meine Diplomarbeit besser wurde, bei meinen Nervenstützen und Korrekturleserinnen Susanne Dachs, Caterina Egenhöfer und Katharina Lehner, sowie ganz besonders bei meiner Mutter.





## 2. Scheintod. Theoretische Grundlagen.

Wenn in dieser Arbeit ein spezifisches Wissen betrachtet und Literatur auf ihre Auseinandersetzung mit diesem Wissen befragt werden soll, so ist sie dem verpflichtet, was Joseph Vogl als „Poetologie des Wissens“ bezeichnet, nämlich einem Zugang, der geprägt ist einer Perspektive, „die sich für die Verfahren und Regeln interessiert, nach denen sich ein historischer Diskurszusammenhang ausbildet und abschließt und seine interne Ordnung stabilisiert. 'Poetologie' wäre dabei als eine Lehre von der Verfertigung der Wissensformen zu verstehen, als Lehre von ihren Genres und Darstellungsmitteln, die den Gattungsbegriff morphologisch ausweitet und etwa noch in einem statistischen Diagramm, in einer Karte, in einer Aufzählung, in einer Kurve bestimmte Regelsysteme für die Organisation von Wissensfeldern erkennt.“<sup>1</sup>

Im Fokus steht dabei die Historizität von Wissen: „Was in dieser poetologischen Dimension sichtbar wird, ist die Geschichtlichkeit dieses Wissens, ist die Tatsache, dass es jenseits seiner Darstellungsformen keine Gegebenheiten gibt, die in einem ungerührten Außen darauf warten, von Diskursen, von Aussagen, von Existenzbehauptungen bezeichnet, erweckt und sichtbar gemacht zu werden.“<sup>2</sup> Dabei ist es zentral, so Vogl, dass eine Geschichte des Wissens sich keinesfalls auf die „Historie seiner Gegenstände und Referenten reduzieren“<sup>3</sup> lässt, viel eher muss es einer Poetologie des Wissens darum gehen, „die Gegenstände des Wissens nicht in den Referenten der Aussagen, sondern in den Aussageweisen zu lokalisieren, die sie ermöglichen“<sup>4</sup>, indem „das Wissenssubstrat poetischer Gattungen und die poetische Durchdringung von Wissensformen aufeinander [bezogen] und beide damit im Milieu ihrer Geschichtlichkeit“<sup>5</sup> festgehalten werden. Auf die Textanalyse bezogen bedeutet dies, dass „sich das Verhältnis von Text und Wissen nicht auf eine Serie von Prädikationen und Referenzakten oder auf eine perspektivische Vergegenwärtigung von Erfahrung reduzieren [lässt]. Wirklichkeit tritt weder in Form von Aussagesätzen noch als Horizont möglicher Erfahrung oder Kontext ins Innere der Texte ein.“<sup>6</sup>

---

1 Joseph Vogl: Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen. Zürich, Berlin: diaphanes 2004. S. 13.

2 Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 13.

3 Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 13.

4 Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 14.

5 Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 14.

6 Joseph Vogl: Einleitung. In: Joseph Vogl (Hrsg.): Poetologien des Wissens um 1800. München: Fink

Das Verhältnis von Literatur und Wissen lässt sich also nicht von vornherein pauschal festlegen: „Literarischer Text und Wissensordnung stehen in keiner vorhersagbaren und entschiedenen Relation zueinander, ihr Zusammenhang ergibt sich vielmehr in einem unspezifischen Modus der Disparatheit. Literatur ist selbst eine spezifische Wissensformation, dort etwa, wo sie zum besonderen Organ und Medium von Einheiten wie Werk oder Autor geworden ist; Literatur ist Gegenstand des Wissens, dort etwa, wo sie eine bestimmte Art des Kommentierens hervorgerufen und die Möglichkeit eines eigentümlichen Sprechens über das Sprechen geschaffen hat; Literatur ist ein Funktionselement des Wissens, dort etwa, wo sie, wie in der geistesgeschichtlichen Tradition, das Feld einer schöpferischen Subjektivität auf herausragende Weise besetzt; und Literatur wird schließlich durch eine Ordnung des Wissens selbst produziert, dort etwa, wo ihre Sprache wie keine andere beauftragt scheint, das Uneingestehbare zu sagen, das Geheimste zu formulieren, das Unsagbare ans Licht zu bringen.“<sup>7</sup>

Es ist gerade diese Fähigkeit von Literatur, das Unsagbare auszuloten, die in der Folge interessieren muss: An einer Grenze angesiedelt, die per se unaussprechlich ist, und an der im Laufe des 18. Jahrhunderts mit der von Ariès beschriebenen Individualisierung des Todes als Entdeckung des „Tods des Anderen“<sup>8</sup> der Widerspruch von Sprache und Tod zum Topos wird,<sup>9</sup> kreist der Scheintod um die Frage nach der Lesbarkeit dessen, was den Sinnen immer schon entzogen ist, und um die Sagbarkeit dessen, was nicht gesagt werden kann.

## **2.1. Beunruhigung an der Grenze von Leben und Tod. Der historische Kontext.**

Der Kern der wissenschaftlichen Scheintod-Diskussion liegt im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert: Zu einer ersten Annäherung an das Wissen vom Scheintod soll deswegen zunächst der spezifische historische Ort, an dem sich das Wissen vom Scheintod organisieren konnte, näher beleuchtet werden, ehe der genaue Ablauf der Debatte sowie zentrale Argumentationsmuster aufgezeigt werden können.

---

1999. S. 7 – 16. S. 14.

7 Vogl: Einleitung, S. 14 – 15.

8 Vgl. Philippe Ariès: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. Üs. v. Hans-Horst Henschen. München: dtv 1982. S. 519 – 712.

9 Vgl. Eva Horn: Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. München: Fink 1998. (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 95), S. 62 – 68.

### 2.1.1. Aufklärung und Scheintod. Der historische Ort einer Angst.

Seit der Antike gibt es immer wieder Geschichten von Menschen, die fälschlich für tot gehalten und deswegen lebendig begraben oder aber bei lebendigem Leibe verbrannt wurden – berühmte literarische Beispiele hierfür liefern Boccaccios *Decamerone* oder auch Shakespeares *Romeo and Juliet*. Lässt sich die Furcht vor dem Scheintod also als überhistorisches Kontinuum, als menschliche Urangst begreifen? Tatsächlich wurde sie dies immer wieder, wiederholt wurde der Scheintod als schrecklichste aller Ängste beschworen, die seit Urzeiten die Menschheit quält.<sup>10</sup> Bei eingehender Betrachtung jedoch erweist sich dieser Ansatz als Konstruktion, die näherer Differenzierung bedarf: Denn nicht jeder Mensch, der fälschlich für tot gehalten wurde, ist scheintot.

Es war ein spezifisches Wissen von Nöten, damit die Diskussion um die vorzeitigen Bestattungen die Form annehmen konnte, die sie letztlich annahm: Bezeichnenderweise ist das Wort „Scheintod“ ein Neologismus des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts.<sup>11</sup> Hier grassiert eine massive Angst vor der fälschlichen Toterklärung und hier, in der Zeit der Aufklärung, hat das Wissen vom Scheintod, über das sich Ende des 18. Jahrhunderts eine vielfältige Literatur entwickelt, seinen historischen Ort, von dem es loszulösen eine unzulässige Vereinfachung bedeutet. Ein Beispiel für eine solche Vereinfachung liefert Pataks psychologisierendes Erklärungsmodell, demzufolge die „barocke Gefühlswelt“ durch den Rationalismus der Aufklärung ins Unbewusste verdrängt wurde, von wo sie plötzlich wieder an die Oberfläche drängte und in einem einzigen Problem kumulierte, nämlich dem „Problem der nie gelösten, ständig unbemerkt in der Vorstellung schwelenden Frage des Scheintodes. Hier muß der Boden der Realität verlassen werden vor dem intellektuell nicht faßbaren Begriff des Unheimlichen, hier versagt die Verstandeswelt, hier versagt die ganze Aufklärung, und durch dieses Ventil entlädt sich die gesamte, unterdrückte Gefühlswelt.“<sup>12</sup>

So kurz Pataks Deutung teilweise greift, sie spricht mit dem Begriff des „Unheimlichen“ ein zentrales Moment an, entfaltet doch gerade das dem Rationalismus

10 Vgl. Martin Patak: Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Zürich: Juris 1967. S. 26. Seit Bruhier wurde der Beginn der Angst vor dem Scheintod unter Berufung auf Hippokrates, Platon, Plinius, Plutarch, Galenus u.a. in die Antike zurückverlegt. Vgl. Gunther Geserick und Norbert Stefanelli: Furcht vor dem Scheintod. In: Norbert Stefanelli (Hrsg.): Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten. Wien u.a.: Böhlau 1998. S. 124 – 132. S. 124.

11 Vgl. Gerlind Rüge: Scheintod. Zur kulturellen Bedeutung der Schwelle zwischen Leben und Tod um 1800. Bielefeld: transcript 2008. S. 37.

12 Patak: Scheintod. S. 30.

verpflichtete Zeitalter der Aufklärung ein ausgeprägtes Interesse auch für die Nachtseite der Naturwissenschaft, nach der Gotthilf Heinrich von Schuberts einflussreiches Werk von 1808 benannt ist.<sup>13</sup> Das späte 18. Jahrhundert machte sich einerseits daran, Tod und Verfall aus Kunst und Leben zu exorzieren, was sich niederschlug in der räumlichen Trennung der Lebenden von den Toten, die in die Friedhofsreformen mit der Verlagerung der Friedhöfe an die Peripherie mündete; zugleich jedoch kam es zu einer intensivierten Beschäftigung mit dem physiologischen Wesen von Leben und Tod, man forschte nach den sie kennzeichnenden Symptomen und Prozessen: Auf dem so gewonnenen Wissen fußte die Debatte um den Scheintod.<sup>14</sup>

Mit der spezifischen Situation, aus der heraus sich die Scheintod-Diskussion entwickeln konnte, befasst sich Gerlind Rüge. Sie betont, dass sich in der Aufklärung ein neues Verständnis von Leben und Tod entwickelt: In dem Maß, in dem der menschliche Körper nunmehr Gegenstand empirischer Forschung wird, werden christlich-mittelalterliche Seelenvorstellungen untergraben, die Säkularisierung der Aufklärung stellt das Weiterleben der Seele im Jenseits massiv in Frage.<sup>15</sup> Ähnlich argumentiert auch Kessel. Ihr zufolge trafen eine Reihe von Faktoren zusammen, die die Unsicherheit der Todeszeichen zum Gegenstand einer heftigen Debatte machten: erstens die Kumulation medizinisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse, die in einer Zeit konkurrierender medizinischer Modelle gemacht wurden; zweitens die Tatsache, dass diese Pluralisierung des Wissens in einer Zeit der Desakralisierung erfolgte; drittens das Expandieren der populären Medien während der Hochaufklärung.<sup>16</sup>

Rüge nun geht davon aus, dass die Diskussion um den Scheintod in Verbindung steht mit der Suche nach Alternativmodellen und empirischen Lösungen für den Verlust der alten Seelenvorstellungen und zwar in dem Maß, in dem nun der Übergang zwischen Leben und Tod in das Blickfeld gerät und Gegenstand intensiver Reflexionen wird, die danach streben, das uneindeutig Gewordene in Eindeutigkeit zu überführen.<sup>17</sup> Zentrales Movers der Scheintod-Diskussion nämlich ist eine massive Verunsicherung bezüglich

---

13 Vgl. Gotthilf Heinrich von Schubert: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden: Arnoldische Buchhandlung 1808.

14 Vgl. Horn: Trauer. S. 69 – 70.

15 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 38.

16 Vgl. Martina Kessel: Die Angst vor dem Scheintod im 18. Jahrhundert. Körper und Seele zwischen Religion, Magie und Wissenschaft. In: Thomas Schilch und Claudia Wiesemann (Hrsg.): Hirntod. Zur Kulturgeschichte der Todesvorstellung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001. S. 133 – 166. S. 135.

17 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 59.

der Sicherheit und Zuverlässigkeit der Zeichen des Todes: Ganz in diesem Sinne handelt Hufeland 13 mögliche Todeskriterien bzw. Zeichen, anhand derer der Tod festgestellt werden kann – vom nicht mehr fühlbaren Puls bis zur Leichenstarre – ab, und lässt allein das letzte, die Fäulnis, als gültig bestehen, die anderen erweisen sich als potentiell trügerisch, zumal für die menschlichen Sinne, die schwach sind und für Täuschungen anfällig.<sup>18</sup> Tod und Scheintod nämlich gleichen sich äußerlich völlig, was sie unterscheidet ist lediglich die Möglichkeit des Wiedererwachens, mithin „die Eventualität eines Ereignisses“.<sup>19</sup>

Rüve führt weiters aus, dass nach dem Zusammenbruch der heilsgeschichtlichen Erwartung und alter Sinnstiftungssysteme dem Tod ein neuer Sinn verliehen werden musste, der in einer Aufwertung des irdischen Lebens resultierte: Die Furcht vor dem Scheintod wird in dieser Interpretation zur Furcht vor dem Tod als dem endgültigen Ende; vor dem Hintergrund des Verlusts des Glaubens an die Auferstehung und das Ewige Leben deutet Rüve die Angst, aus Todesgefahr nicht rechtzeitig gerettet oder scheinot lebendig begraben zu werden und vorzeitig zu sterben: „Zum Heil wurde nunmehr das Leben selbst.“<sup>20</sup>

Mit dieser Aufwertung des Lebens einher gingen Aufrufe zur Lebensrettung und Wiederbelebung, Handlungsanweisungen also, die aus der Angst vor dem Scheintod abgeleitet wurden.<sup>21</sup> Es entstanden – im Zuge überzeugender Erfolge von Wiederbelebungsmaßnahmen<sup>22</sup> – in den 1760ern die ersten Lebensrettungsgesellschaften, die sich ganz diesem Ziel verschrieben.<sup>23</sup> So wurde 1767 die *Société pour secourir les noyés, instituée à Amsterdam* gegründet, die erste in einer langen Reihe; 1768 erfolgten Gründungen in Venedig und Mailand; 1769 erließ Maria Theresia eine Verordnung zur Rettung von Ertrunkenen, aber auch aller anderen scheinbar Toten, unter gleichzeitiger Angabe der notwendigen und nützlichen Rettungsmittel; 1773 erließ Friedrich August, Herzog von Sachsen, ein Mandat, in dem jeder zur Rettung

---

18 Vgl. Christoph Wilhelm Hufeland: Der Scheintod oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber, in alphabetischer Ordnung. Berlin: Matzdorf 1808. S. 290 – 304.

19 Horn: Trauer. S. 71.

20 Rüve: Scheintod. S. 65.

21 Vgl. Rüve: Scheintod. S. 65.

22 Vgl. Patak: Scheintod. S. 12.

23 Vgl. Kessel: Angst. S. 146. Zu den Lebensrettungsgesellschaften vgl. Jan Bondeson: Lebendig Begraben. Geschichte einer Urangst. Üs. v. Thorsten Schmidt. Hamburg: Hoffmann und Campe 2002. S. 98 – 99.

Ertrunkener, Erfrorener, Ersticker, Erwürgter oder Erhängter verpflichtet wird und das Zuwiderhandeln unter schwere Strafe gestellt wurde; 1774 wurde mit der *Royal Humane Society* die größte und bedeutendste Gesellschaft ihrer Art gegründet – es sollten noch zahlreiche folgen.<sup>24</sup>

Eine nicht unwesentliche Rolle für diese Entwicklung spielte, wie Patak ausführt, die Theorie des Kameralismus: Vor allem die Unterstützung der Wiederbelebungsbewegung durch Fürsten erklärt Patak dadurch, dass ihnen im Zuge kameralistischer Theorie die unnötige Verschwendung von Menschenleben, auf denen ihre Macht und ihr Reichtum fußen, zuwider sein musste:<sup>25</sup> „Alle gesundheitspolitischen Forderungen jener Epoche, die in dem Aufkommen der Schock- und Kollapsbekämpfung, bzw. der Wiederbelebung Scheintoter, gipfelten, liefen also auf Bevölkerungsvermehrung, Sicherheit des Lebens und der Wohlfahrt der Untertanen hinaus.“<sup>26</sup>

Die Träger der Scheintod-Diskussion waren Ärzte – auch dies ist Indikator einer bezeichnenden Veränderung: Bis ins 18. Jahrhundert hinein war nämlich höchstens die Todesprognose, nicht jedoch der Tod selbst, Teil der Domäne der Ärzte; im Aufschwung der Wissenschaften änderte sich dies jedoch grundlegend und die Objektivierung der Todesursachen wurde nun ein Anliegen der Medizin.<sup>27</sup> Zugleich lässt sich eine Tendenz feststellen, die Kessel als „Verrechtlichung“ der Medizin bezeichnet:<sup>28</sup> Es kam zu „einer umfassenden Institutionalisierung medizinischer Praxis an der Schwelle von Leben und Tod.“<sup>29</sup> Nunmehr waren es Spezialisten, die als zuständig erachtet wurden für die Geschehnisse an der Grenze von Leben und Tod, die somit der öffentlichen Kontrolle unterstellt wurden;<sup>30</sup> ihnen wurde nun die Definitionsmacht zugesprochen und nicht den ehemals mit dieser Grenze befassten Personen: „Denn dieses Wissen und seine Ausbreitung zielt auf die Entmächtigung eines pragmatischen und rituellen Umgangs mit dem Tod und dem toten Körper, für den auf der einen Seite die professionellen Krankenwärterinnen und Leichenwäscherinnen, auf der anderen die Priester stehen.“<sup>31</sup> Auf das heftigste werden gerade die „Leichenweiber“ kritisiert, wurde ihr Umgang mit

---

24 Vgl. Patak: Scheintod. S. 6 – 13.

25 Vgl. Patak: Scheintod. S. 60 – 61.

26 Patak: Scheintod. S. 61.

27 Vgl. Kessel: Angst. S. 135.

28 Vgl. Kessel: Angst. S. 147.

29 Horn: Trauer. S. 74.

30 Vgl. Horn: Trauer. S. 75.

31 Horn: Trauer. S. 74.

den Toten, der auf mündlich tradiertem Wissen beruhte, das mit dem Wissen aufgeklärter Ärzte nicht konform ging, als veraltet und grausam gegeißelt.<sup>32</sup>

### **2.1.2. Medialität und Relektüre. Der Gang der Debatte.**

Eine zentrale Rolle für die Verbreitung des Wissens um den Scheintod spielten, wie bereits erwähnt, die zur Zeit der Aufklärung expandierenden öffentlichen Medien. Hauptaustragungsort der Diskussion um die Ungewissheit der Zeichen des Todes nämlich waren (v.a. in den deutschen Territorien) nicht primär medizinische Abhandlungen, sondern die Medien der Aufklärung ganz allgemein.<sup>33</sup> Ariès macht in Frankreich zwei große Schübe von Publikationen, die sich mit dem Scheintod befassten, aus, den ersten datiert er um 1740, den zweiten um 1770 – 80, wobei letzterer mit der Kampagne für die Verlegung der Friedhöfe an die Peripherie zusammenfiel und sich an beiden Diskussionen dieselben Personen beteiligten.<sup>34</sup> Den deutschen Sprachraum erreichten diese Publikationswellen mit einer gewissen Verzögerung, Rüge verortet den ersten Publikationsschub in den 1750er Jahren und den zweiten, der den Höhepunkt der Diskussion darstellte, in den 1790er Jahren; diese beiden Publikationswellen unterschieden sich dahingehend, dass zunächst ein Phänomen aus der französischen Gelehrtenöffentlichkeit rezipiert und übernommen wurde, ehe die zweite Welle stärker ihre Dynamik aus den politisch-strukturellen Änderungen in den Ländern und dem Engagement einzelner Ärzte – allen voran Christoph Wilhelm Hufeland – bezog; in den 1820er Jahren schließlich erschienen zwar noch einzelne Monographien zu dem Thema, aus der Zeitschriftenöffentlichkeit verschwand der Scheintod jedoch.<sup>35</sup>

Ausgangspunkt dieser regen Diskussion – die man durchaus als „Medienereignis“<sup>36</sup>

---

32 Vgl. Horn: Trauer. S. 74. Zum Professionalisierungsschub um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vgl. Rüge: Scheintod. S. 146 – 147. Kessel zufolge jedoch war die „generelle Bürokratisierung des Todes [...] deutlich wichtiger bzw. erfolgreicher als die unmittelbare Vormachtstellung der Ärzte. [...] [I]n vielen Regionen erhielten Wundärzte und Leichenfrauen z.T. noch dieselbe Aufsichtsfunktion wie Ärzte [...]“ Kessel: Angst. S. 150.

33 Vgl. Kessel: Angst. S. 136 – 137. Auch Gegenstimmen nutzten diese Möglichkeiten der Publikation, als Beispiel sei hier Antoine Louis genannt, der um das Ansehen der Ärzte fürchtend die Zeichen des Todes als sicher beschrieb und dessen *Briefe über die Gewissheit der Todeszeichen* im *Hamburgischen Magazin* von 1756 und 1757 auch auf Deutsch erschien. Vgl. Kessel: Angst. S. 140.

34 Ariès: Geschichte des Todes. S. 512.

35 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 109. Für eine genaue Analyse der Rezeption von Winslows bzw. Bruhiers Werk und des Gangs der Publikationen in den aufklärerischen Moralischen Wochenschriften vgl. Rüge: Scheintod. S. 100 – 109.

36 Rüge: Scheintod. S. 283.

bezeichnen kann, erschienen doch, Kessel zufolge, zwischen 1770 und 1815 allein in den deutschsprachigen Moralischen Wochenschriften 69 Artikel über den Scheintod<sup>37</sup> –, oder zumindest Ausgangspunkt der Popularisierung des Themas, war Jean Jacques Bruhiers zwischen 1742 und 1749 in erweiterter Form mehrfach veröffentlichte französische Übersetzung und Erweiterung Jacques Bénigne-Winslows lateinischer *Dissertation*.<sup>38</sup> 1754 erschien die deutsche Übersetzung von Johann Gottfried Jancke unter dem Titel *Von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes, und dem Mißbrauche, der mit übereilten Beerdigungen und Einbalsamierungen vorgeht*.

Mit Bruhiers Werk setzt die populäre Sachliteratur für Laien ein, die es sich zur Aufgabe macht, etwas zu bewirken und etwas zu verändern.<sup>39</sup> „Der Tod ist gewiß; und er ist es auch nicht. Er ist gewiß, weil er unvermeidlich ist; er ist es nicht, weil es zuweilen ungewiß ist, daß ein Mensch gestorben sey“<sup>40</sup> – unter diesem Motto beschwört Bruhier in glühenden Farben in 268 Fallgeschichten die Bedrohung durch den Scheintod.<sup>41</sup> Er warnt vehement davor, zu schnell den Tod zu erklären, betont die titelgebende Ungewissheit des Todes und die Tatsache, dass die Zeichen des Todes unsicher seien:

Da die Unvollkommenheit unserer Sinne so groß ist, daß die Kennzeichen des Lebens ihnen entweichen können; da die empfindende Kraft, oder der Ursprung der Nerven, so fühllos werden kann, daß auch die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen zuweilen nicht vermögend sind, die Lebensgeister wieder in Bewegung zu bringen; da eine viele Tage lang fortdauernde vollkommene Unempfindlichkeit ein unzulängliches Zeichen des Todes ist; und da die dem Leben am allernachtheiligsten Umstände, in welchen einige Leute sich lange Zeit befunden haben, höchstens nur starke Vermuthungen geben, daß sie das Leben verloren haben: Was kann man denn daraus für eine andere Folge ziehen, als eben diejenige, die Herr Winslow mit einer großen Menge unserer berühmtesten Schriftsteller daraus ziehet, das nur bloß die anfangende Fäulung ein gewisses Zeichen des Todes sey?<sup>42</sup>

Die Verwesung also ist, so Bruhier, ob der Schwäche der menschlichen Sinneswahrnehmung und der Unzuverlässigkeit der Zeichen des Todes, das einzig

---

37 Vgl. Kessel: Angst. S. 137.

38 Vgl. Kessel: Angst. S. 137.

39 Vgl. Ines Köhler-Zülich: Erzählungen über den Scheintod. Faktizität und Fiktionalität in medizinischen Fallberichten. In: Jürgen Beyer und Reet Hiimäe: Folklore als Tatsachenbericht. Tartu: Sektion für Folkloristik des Estnischen Literaturmuseums 2001. S. 107 – 126. S. 122 – 123. Zu Bruhiers Fallgeschichten im Spannungsfeld zwischen Fakt und Fiktion vgl. Köhler-Zülich: Erzählungen. S. 113 – 123.

40 Jacques Jean Bruhier: Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes, und dem Misbrauche, der mit übereilten Beerdigungen und Einbalsamierungen vorgeht. Üs. v. Johann Gottfried Jancke. Leipzig und Kopenhagen: Rothschildsche Buchhandlung 1754. S. 3.

41 Vgl. Patak: Scheintod. S. 31.

42 Bruhier: Ungewißheit. S. 382 – 383.



sichere Indiz dafür, dass der Tod tatsächlich eingetreten ist.

Zentraler Gestus der Literatur, die vor dem Scheintod warnt, ist die vehemente Ablehnung alten „Aberglaubens“, also all jenes Wissens, das sich nicht empirisch erklären ließ, und der daraus resultierenden Praktiken.<sup>43</sup> Darauf, dass die Grenze von Leben und Tod nunmehr in den Bereich der Deutungsmacht neuer Spezialisten fiel und diese sich vehement gegen das Wissen der ehemals mit dieser Grenze Befassten wandten, wurde bereits hingewiesen. So kritisiert beispielsweise Hufeland vehement die Leichenweiber, die mit der Wartung der Toten betraut waren, Vorgänge an deren Körpern aber nicht im Sinne aufklärerischer Paradigmata interpretierten:

Aber was tun wir? Wir überlassen dieses ganze so wichtige Geschäfte der dümmsten vorurtheilsvollsten Menschenklasse, den Todtenweibern, die weder Sinn für solche Bemerkungen noch einen Begriff von der Möglichkeit des Wiedererwachens haben, die also selbst, wenn sie feine Lebensspuren bemerken, sie nicht achten und schief auslegen. [...] Eine so wichtige Lebensäußerung ist also für diese Menschen nichts als Nahrung des Aberglaubens, und nun zweifle man noch länger, daß unzählige lebendig begraben werden.<sup>44</sup>

Als Aberglaube also klassifiziert Hufeland derartig abweichende Deutungen. Besonders eklatantes Beispiel divergierender Interpretationen körperlicher Zeichen an (scheinbaren) Leichen ist das Phänomen plötzlich geöffneter Augen, das Hufeland zufolge zwar mechanische Ursachen haben kann, aber auch immer als Hinweis auf noch vorhandenes Leben betrachtet zu werden hat.<sup>45</sup> Die Leichenweiber hingegen sehen darin ein böses Omen und fürchten, dass dem bzw. der Toten bald jemand folgen wird; dementsprechend benennen sie das Phänomen:

Aber ich weiß nun, daß dieses Phänomen sogar einen eigenen Nahmen, der Todtenblick, unter ihnen bekommen hat; woraus man sieht, daß es gar nicht selten vorkommen muß, und daß es durch diesen Kunstnahmen zu einem nichts bedeutenden, zum Tode gehörigen, Ereignis gleichsam gestempelt worden ist.<sup>46</sup>

Analog zu diesen widerstreitenden Deutungsmodellen kommt es zu einer Relektüre von auf den Tod bezogenen Praktiken und Ritualen aus anderen Kulturen und anderen Zeiten, so wurden Aufbahrungsrituale oder die Anrufung der Toten, die *conclamatio* der

---

43 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 165.

44 Christoph Wilhelm Hufeland: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Richtigkeit zu überzeugen und das Lebendigbegrabenwerden unmöglich zu machen nebst der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar. Weimar: Glüsing 1791. S. 21.

45 Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 34.

46 Hufeland: Ungewißheit. S. 33 – 34.

alten Römer, umgedeutet als Versuche, die vorzeitige Bestattung Scheintoter zu verhindern.<sup>47</sup> In diesem Sinne heißt es bei Hufeland:

Und ich bin überzeugt, daß die Gewohnheit der Römer, bey ihren Todten zu wiederholten malen mit Trompeten und andern stark klingenden Instrumenten, auch durch Geschrey, ein lärmendes Geräusch zu machen, sowie die bey vielen wilden Völkern übliche Sitte, dem eben verschiedenen einige Zeit lang von allen Seiten in die Ohren zu schreyen, nichts anders zum Grunde hatte, als die Erfahrung, daß durch solches Geschrey und Lermen einst einer oder der andere wieder erwacht sey.<sup>48</sup>

Auch an alte Geschichten und Legenden wurde das neue Interpretationsmuster des Scheintods angelegt:<sup>49</sup> „Seit Mitte des 18. Jahrhunderts kann ein Toter nur unter der Bedingung zurückkehren, dass er nicht wirklich tot war.“<sup>50</sup> Aus Totengeistern und Wiedergängern werden nun Scheintote, man warnt vor dem alten Gespensterglauben und ruft dazu auf, Klopfen, Schmatzen, Wimmern und Schreien, das aus Gräbern dringt, nicht angstvoll zu ignorieren, sondern den lebendig Begrabenen zu Hilfe zu eilen und alle nötigen Rettungsmaßnahmen zu ergreifen.<sup>51</sup> Analog dazu entsteht unter protestantischen Theologen, die aufklärerischem Denken gegenüber aufgeschlossener waren als Katholiken, eine Diskussion, die das Wissen um den Scheintod auf die Heilung des Lazarus und auch auf Jesu Auferstehung anwendet.<sup>52</sup>

Obzwar Werke wie die von Bruhier und Hufeland an sich selbst den Anspruch einer Popularisierung des Wissens über den Scheintod stellen, so dienen sie doch „durchaus nicht der Aufklärung im Sinne einer Ermächtigung der Lebenden über die Prozesse des

47 Vgl. Kessel: Angst. S. 139.

48 Hufeland: Ungewißheit. S. 40 – 41.

49 Vgl. Ariès: Geschichte des Todes. S. 505 – 506. Ganz in diesem Sinne widmet Hufeland einen Eintrag in seinem Scheintod-Lexikon der serbischen Vampirpanik von 1733 und deutet sie in einer wehementen Wendung gegen den Aberglauben als missverstandene Zeichen des Scheintods. Vgl. Hufeland: Scheintod. S. 245 – 247. Zur Neudeutung des Vampirglaubens in der aufklärerischen Lesart vgl. Rüge: Scheintod. S. 60.

50 Ulrike Vedder: Scheintod, Koma, Testament. Wissenschaftliche und literarische Fiktionen an der Grenze des Todes. In: Claudia Breger (Hrsg.): Engineering Life. Narrationen vom Menschen in Biomedizin, Kultur und Literatur. Berlin: Kadmos 2008. S. 53 – 70. S. 55.

51 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 54 – 56. Ironischerweise wird gerade der Anspruch des Kampfes gegen einen überkommenen Aberglauben in der Folge umgekehrt und die Angst vor dem Scheintod ihrerseits nun selbst zum Aberglauben deklassiert, der auf der falschen Interpretation postmortaler Vorgänge des menschlichen Körpers basiert und den man mit modernen empirischen Methoden ohne weiteres entkräften kann; die Angst vor dem Scheintod wird pathologisiert und in der Psychoanalyse zur Taphophobie. Vgl. Rüge: Scheintod. S. 255 – 268. Deutlich ist dieser Gestus beispielsweise bei Geserick und Steffenelli: „Einige postmortale Erscheinungen können in Unkenntnis ihrer wirklichen Entstehung als Belege eines Fortbestandes von Leben gedeutet werden und den Scheintodglauben stützen.“ Geserick und Stefenelli: Scheintod. S. 128. Zu diesen Erscheinungen vgl. Geserick und Stefenelli: Scheintod. S. 128 – 129. Zu heutigen Erklärungen für zerschmetterte Särge, Sarggeburten etc. vgl. Bondeson: Lebendig begraben. S. 285 – 290.

52 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 73 – 88.

Sterbens, sondern sie rücken – in ihrem Gestus der Über-Information und Über-Kodierung – den Tod aus dem Bereich des alltäglich-unmittelbaren Wissens und Handelns heraus. Die Vorgänge in diesem Bereich werden nunmehr codiert und justitiabel [...]. Der Tod wird dem Alltäglichen entzogen, aber gleichzeitig wird die Möglichkeit einer Begegnung mit ihm omnipräsent.<sup>53</sup> Voll eindringlichem Pathos wird vor der Gefahr des Scheintodes gewarnt, wird die Verwesung als einziges sicheres Todeszeichen beschworen und dazu aufgerufen, Tote zumindest drei Tage liegen zu lassen, um überprüfen zu können, ob sie wirklich tot seien – eine Forderung, die massiv in die praktische Ordnung des Alltags eingriff.<sup>54</sup> Man rief dazu auf, Leichenhäuser zu errichten, wo die Toten lange genug unter Beobachtung aufgebahrt werden konnten, sodass es möglich war, die Fäulnis abzuwarten und den Tod sicher festzustellen.<sup>55</sup>

Hufeland errichtete das erste Leichenhaus 1792 in Weimar – doch wurde es von der Bevölkerung kaum angenommen, wie überhaupt die Leichenhäuser nicht angenommen wurden. Medizinische Wahrnehmung und kulturelles Todesverständnis klafften auseinander und erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Leichenhäuser von der Bevölkerung akzeptiert.<sup>56</sup>

## **2.2. Kampf dem Aberglauben. Christoph Wilhelm Hufeland.**

Einer der führenden Köpfe der Scheintod-Debatte war Christoph Wilhelm Hufeland, der sich im aufklärerischen Pathos ganz dem Kampf gegen den überkommenen Aberglauben verschrieb.<sup>57</sup> Seine Theorie von Tod, Scheintod und Leben soll an dieser Stelle näher beleuchtet werden, um auf dieser Basis eine Auseinandersetzung mit seinen Fallgeschichten zu ermöglichen.

---

53 Horn: Trauer. S. 75 – 76.

54 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 155 – 156. Zu einer ausführlichen Analyse von Gesetzesnovellen hinsichtlich des Scheintodes vgl. Rüge: Scheintod. S. 135 – 152. Zu gesetzlichen Neuregelungen der Bestattungsfristen, die keinesfalls einheitlich waren, vgl. Rüge: Scheintod. S. 199 – 208.

55 Zu Architektur und Geschichte der Leichenhäuser vgl. Bondeson: Lebendig begraben. S. 115 – 135. Außerdem vgl. Rüge: Scheintod. S. 229 – 236.

56 Vgl. Kessel: Angst. S. 142. Zu tatsächlichen Beerdigungspraktiken um 1800 vgl. Kessel: Angst. S. 151 – 159.

57 Vgl. Horn: Trauer. S. 72.

### 2.2.1. Ein Mittelzustand zwischen Leben und Tod. Die Scheintod-Theorie.

Christoph Wilhelm Hufeland ist der zentrale Theoretiker des Scheintods im deutschsprachigen Raum. 1791 schreibt er mit *Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Richtigkeit zu überzeugen und das Lebendigbegrabenwerden unmöglich zu machen* ein eindringliches Plädoyer über die Gefahr des Scheintods und entfaltet ein umfassendes theoretisches Programm des Todes, des Scheintodes, aber auch des Lebens. Gerade das Nachdenken über den Scheintod und dessen Diagnostik nämlich etabliert eine umfassende Theoriebildung auch über das Wesen des Lebens.<sup>58</sup>

Den Scheintod nun definiert Hufeland als „Mittelzustand zwischen Leben und Tod“<sup>59</sup>, als Zustand also, der äußerlich ganz dem Tod gleicht, bei dem jedoch im Körper noch immer Leben vorhanden ist: Die Grenze zwischen Leben und Tod wird auf diese Weise zunehmend unbestimmbar und diffus.<sup>60</sup> Hufeland führt dies folgendermaßen aus:

Es scheint also die Grenzlinie zwischen Tod und Leben bey weitem nicht so bestimmt und entschieden zu seyn, als man gewöhnlich glaubt, und nach den gewöhnlichen Begriffen von Tod und Leben erwarten könnte. Es existirt ein Zustand, der auf keine Weise Leben, aber eben so wenig Tod genannt werden kann; ein Zustand, in welchem nicht nur unsere Sinne nicht die mindeste Spur von Leben entdecken können, sondern in welchem die Lebenskraft wirklich nicht lebt, und ohne Wirksamkeit, ohne Einfluß auf den mit ihr verbundenen Körper ist.<sup>61</sup>

Von zentraler Bedeutung für das Konzept des Scheintods ist, das wird an dieser Stelle deutlich, die Theorie der Lebenskraft, die Theorie jener Kraft also, die jedem Lebewesen inne wohnen und es am Leben erhalten sollte.<sup>62</sup> Die Lebenskraft nun kann, so Hufeland, im Scheintod temporär suspendiert werden.

Sie kann in einem freien und gebundenen Zustand existieren, und hat darin viel Ähnlichkeit mit dem Feuerwesen und der elektrischen Kraft. So wie diese in einem Körper wohnen können, ohne sich auf irgendeine Art zu äußern, bis sie durch einen angemessenen Reiz in Wirksamkeit versetzt werden, ebenso kann die Lebenskraft in einem organischen Körper lange in gebundenem Zustand wohnen, ohne sich durch etwas andres, als seine Erhaltung und Verhütung seiner Auflösung anzudeuten.<sup>63</sup>

---

58 Vgl. Horn: Trauer. S. 71.

59 Hufeland: Ungewißheit. S. 5.

60 Vgl. Horn: Trauer. S. 70 – 71.

61 Hufeland: Ungewißheit. S. 4.

62 Vgl. Christoph Wilhelm Hufeland: Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Mit einem Brief Immanuel Kants an den Autor sowie einem Nachwort von Rolf Brück. Frankfurt a.M.: Insel 1984. S. 34 – 36. Zur Lebenskraftlehre vgl. Rüge: Scheintod. S. 66 – 68.

63 Hufeland: Makrobiotik. S. 41 – 44. In zahlreichen Experimenten wurde versucht, dem nachzuspüren,

Obzwar vorhanden, kann die Lebenskraft also doch nicht sichtbar sein. Zugleich wartet die Lebenskraft darauf, wieder wirksam zu werden:

Die Lebensflamme, das heißt, sein freyer wirksamer Zustand, kann fehlen, und doch der Lebensstoff noch in reichem Maaße vorräthig seyn, immer bereit, wieder flammend und wirksam zu werden, wenn das Bindungsmittel gelöset, oder die schlafende Kraft auf solche Art erweckt wird, daß sie selbst jenen Widerstand überwältigt und sich frey macht.<sup>64</sup>

Der Winterschlaf von Tieren, das scheinbare Absterben von Pflanzen im Winter gelten Hufeland als Belege für die Möglichkeit eines Zustands unsichtbarer, suspendierter Lebenskraft, der – und das ist zentral – reversibel ist.<sup>65</sup> Genauso können – unter der Prämisse, dass die Lebenskraft allen organischen Wesen gemeinsam ist und immer analog funktioniert – Samenkörner, Polypen und Eier als Beispiele dafür zur Illustration herangezogen werden.<sup>66</sup>

Gekoppelt ist die Theorie der Lebenskraft an eine spezifische Definition des Lebens:

*Leben* eines organischen Wesens heißt der freie wirksame Zustand jener Kraft [der Lebenskraft] und die damit untrennlich verbundene Regsamkeit und Wirksamkeit der Organe. – Lebenskraft ist also nur Vermögen; Leben selbst ist Handlung. – Jedes Leben ist folglich eine fortdauernde Operation von Kraftäußerungen und organischen Anstrengungen. Dieser Prozeß hat also notwendig eine beständige Konsumtion oder Aufreißung der Kraft und der Organe zur unmittelbaren Folge, und diese erfordert wieder eine beständige Ersetzung beider, wenn das Licht fort dauern soll. Man kann also den Prozeß des Lebens als einen beständigen Konsumtionsprozeß ansehen und sein Wesentliches in einer beständigen Aufzehrung und Wiederersetzung unsrer selbst bestimmen.<sup>67</sup>

Wenn Leben begriffen wird als beständige „Konsumtion“ der Lebenskraft, mithin „als Resistenz gegen den Tod [...], wird es einerseits in allen seinen Funktionen auf den Tod bezogen: Leben ist allmähliches Absterben. Andererseits wird die Grenze, der Moment

---

was genau diesen Lebensfunken ausmacht, v.a. mit Elektrizität wurde an Leichen experimentiert: „Der Fluchtpunkt aller Experimente, die Suche nach dem elektrischen Fluidum, den Wegen der tierischen Elektrizität oder dem beständigen Galvanismus, stellt sich dar als Suche nach dem Leben im menschlichen Körper. So erscheint um 1800 eine Durchdringung zweier Diskursfelder: Der Unbekannten 'Leben' wird mit Hilfe der Unbekannten 'Elektrizität' – der offenkundig das Potenzial zur Erzeugung von Sichtbarkeiten innewohnt – näher gekommen.“ Katrin Schuhmacher: *Femme fantôme. Poetologien und Szenen der Wiedergängerin um 1800/1900*. Tübingen: Francke 2007. (Studien und Texte zur Kulturgeschichte der deutschsprachigen Literatur 6), S. 66. Bezeichnenderweise schrieb Hufeland seine Dissertation über die Auswirkungen von Elektrizität auf Scheintote. Vgl. Christoph Wilhelm Hufeland: *Inauguraldissertation über den medizinischen Nutzen der elektrischen Kraft beim Scheintod*, mit Experimenten belegt. Üs. v. Klaus Pfeifer. Bad Langensalza: Rockstuhl 2006.

64 Hufeland: *Ungewißheit*. S. 5.

65 Vgl. Hufeland: *Ungewißheit*. S. 5 – 7. Daraus folgt, dass wer wiederbelebt werden kann eben nicht tot war, sondern noch Lebenskraft in sich trug.

66 Vgl. Hufeland: *Makrobiotik*. S. 37.

67 Hufeland: *Makrobiotik*. S. 47.

des endgültigen Auslöschens dieser Funktionen zunehmend unbestimmbar.“<sup>68</sup> Die Lebenskraft erweist sich als Prinzip, das empirisch schwer überprüfbar den Zustand der Uneindeutigkeit, der Ambivalenz verlängert und zelebriert.<sup>69</sup>

Hinter Hufelands Theorie des Scheintods steht ein mit dem neuen Konzept des Lebens einhergehendes neues Konzept des Sterbens: Der Tod ist nunmehr das Resultat eines vielfältigen, sich in die Zeit erstreckenden Prozesses geworden, nicht länger ist er der eine spezifische Moment, in dem die Seele den Leib verlässt:<sup>70</sup>

Der Tod des Menschen ist keine plötzliche Verwandlung, kein Werk des Augenblicks, sondern ein stufenweiser Uebergang aus dem Zustand des wirksamen Lebens in den des gebundenen oder des Scheintods, und durch diesen erst in den vollkommenen Tod, oder den totalen Verlust aller Lebenskraft. Es ist ein zwar altes aber sehr schädliches Vorurtheil, daß mit dem äußeren Leben auch zugleich das innere, oder, was eben das heißt, mit der Wirkung auch die Ursache aufhören müßte und ein Blick auf die Entstehung des Lebens giebt uns hierfür ein desto helleres Licht. [...] Man kann folglich drey Hauptmomente des Sterbens, oder eben so viel Grade des Todes annehmen.<sup>71</sup>

Diese drei Grade des Sterbens, die Hufeland in der Folge ausführt, umfassen erstens den heilbaren Grad, in dem „der Mensch das völlige Bild des Todes ist, aber im innern noch Lebenskraft schläft“<sup>72</sup>, den Zustand des Scheintods also, in dem trotz des anscheinenden Todes sogar noch Bewusstsein vorhanden sein kann und der bei Anwendung der richtigen Reize geheilt werden kann – daraus resultierend nimmt die Aufzählung der nötigen Schritte, um eine/n Scheintote/n wieder ins Leben zurückzuholen, einen zentralen Platz im Scheintoten-Wörterbuch ein –; zweitens den irreversiblen „Zustand, der dem vorigen im Aeussern völlig gleicht, und wo ebenfalls noch Lebenskraft im gebundenen Zustand übrig ist, diese aber zu viel an Energie, oder die feinsten und edelsten Organe zu viel an Brauchbarkeit verloren haben, um wieder frey und lebendig werden zu können.“<sup>73</sup>, der auf den ersten folgt, von diesem aber rein äußerlich nicht zu unterscheiden ist. Die vollkommene Gewissheit des Todes bringt drittens und letztens der dritte Grad, „die wirkliche Auflösung durch Fäulniß“<sup>74</sup>. Aus Unwissenheit über diese

---

68 Horn: Trauer. S. 70 – 71.

69 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 67.

70 Zum Wandel von der Vorstellung des Todes als Moment zur Vorstellung des Todes als Prozess vgl. Rüge: Scheintod. S. 62 – 69.

71 Hufeland: Ungewißheit. S. 10 – 11.

72 Hufeland: Ungewißheit. S. 11.

73 Hufeland: Ungewißheit. S. 12.

74 Hufeland: Ungewißheit. S. 13.

Abläufe und weil der Zeitpunkt des wahren Todes in dem die Lebenskraft vollends erlischt – also die Fäulnis –, nicht abgewartet wird, werden demnach, Hufeland zufolge, immer wieder Menschen lebendig begraben.<sup>75</sup>

Über die exakte Dauer des Zustands des Scheintods lässt sich, so Hufeland, nichts Genaues sagen, auch hier greift die zunehmende Unbestimmtheit, die Schwierigkeit exakt-empirischer Feststellungen Raum:

So viel wissen wir, daß die Verschiedenheit des Falls und die den Tod begleitenden Umstände auch hierin eine große Verschiedenheit bewirken; aber die äussersten Grenzen dieser Möglichkeit des Wiedererwachens zu bestimmen, dazu haben wir noch nicht Kenntniß der Naturkräfte und Erfahrung genug.<sup>76</sup>

Als zentrale Momente, die den Scheintod bzw. dessen Dauer beeinflussen, nennt Hufeland den noch vorhandenen Vorrat an Lebenskraft,<sup>77</sup> aber auch die Art des (scheinbaren) Todes: „Wer den natürlichen, das heißt den Tod des Alters stirbt, der stirbt am gewissesten, [...]. Eben so der Tod von Krankheiten, sie mögen lang oder kurz seyn, die die Quelle der Lebenskraft oder die Organisation edler Theile zerstören, ist entscheidend und unheilbar.“<sup>78</sup> Wer hingegen aus Kummer oder aber einen gewaltsamen Tod stirbt, ist in hohem Maße vom Scheintod gefährdet. Ebenfalls als besonders anfällig gelten Neugeborene.<sup>79</sup> Als zentral jedoch erweist sich das Geschlecht: Frauen nämlich sind prädestiniert für den Scheintod:

So viel ist gewiß, daß das weibliche Geschlecht dem Scheintodt mehr ausgesetzt ist, als das männliche, und daß daher die meisten und interessantesten Fälle dieser Art Frauenzimmer betrafen. Am leichtesten aber können die, die mit der hysterischen Nervenschwäche, mit häufigen Ohnmachten, Krämpfen, Abwesenheiten behaftet sind, hinein gerathen, und vielleicht am längsten darin aushalten, und hier muß man äusserst auf seiner Hut seyn, weil das schon an dergleichen Pausen gewöhnte Leben unglaublich lange darin verharren und doch durch die unbedeutendsten Veranlassungen wieder erwachen kann.<sup>80</sup>

Anders als Männer erscheinen Frauen nicht durch äußere Umstände, Unfälle oder Naturgewalten durch den Scheintod gefährdet, sondern durch ihre eigene innere Disposition, als Hysterikerin, Gebärende oder Wöchnerin, also aus ihrer Natur heraus und durch Ereignisse, die den Körper der Frau in den Blick nehmen als primär

---

75 Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 15.

76 Hufeland: Ungewißheit. S. 15.

77 Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 15.

78 Hufeland: Ungewißheit. S. 16.

79 Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 17.

80 Hufeland: Ungewißheit. S. 17.

rätselhaften Ort, an dem sich die ebenfalls empirisch nicht zu fassende Angst vor dem Scheintod potenziert.<sup>81</sup>

Hufelands *Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen* über den Scheintod schließlich liefert eine umfassende Katalogisierung all derer, die für den Scheintod in besonderem Maße anfällig sind:

Angstvolle – Betäubte – Blatternkranke – Convulsische – Engbrüstige – Entathmete – Entkräftete (durch Ausleerungen) – Entzückte – Epileptische – Erboßte – Erdrosselte – Erdrückte (besonders Säuglinge) – Erfrorene – Erhenkte – Erhitzte (beym Tanze) – Ermattete – Erschrockene – Erschlagene (von Luftstreifschusse und Blitze) – Ertrunkene – Erwürgte – Fallsüchtige – Frauenzimmer – Freudetrunkene – Gebährende – Gefallene (von Höhen herab) – Gestürzte (vom Pferde) – Hypochondrische – Hysterische – Keichhustende – Kraftlose (nach körperlicher Anstrengung) – Kummervolle – Leidenschaftliche – Milzsüchtige – Nervenkrankte – Neugeborene – Ohnmächtige – Pestkrankte – Phlegmatische – Plötzlichsterbende – Schlaftrunkene – Schlagflüssige – Schwindliche – Sechswöchnerinnen – Starrsüchtige – Stickflüssige – Todtgeborene – Trostlose – Ueberladene (durch Nahrungsmittel) – Ungeborene (in hoch schwangeren sterbenden Müttern) – Verblutete – Vergiftete – Verkümmerte – Verunglückte (in voller Lebenskraft) – Verzweifelnde – Zerquetschte. –<sup>82</sup>

Nicht nur medizinisches, sondern auch juristisches Instrumentarium wird hier aufgeboten, dem Scheintod definitiv habhaft zu werden.<sup>83</sup> Doch trotz derartig ausgeklügelter, enzyklopädisch anmutender Verzeichnisse gefährdeter Personen bleibt der Zustand des Scheintods problematisch und schwer zu erkennen:

Aber zuweilen ist auch der Scheintod so täuschend, daß selbst erfahrene Aerzte sehr ungewiß waren, oder einen wirklichen Tod vermutheten. Wie unzuverlässig sind vollends die meisten Kennzeichen des Todes an sich betrachtet! Beynahe alle die äußerlichen Veränderungen, welche wir an Leichen sehen, können sich an einem lebendigen Menschen ereignen, mit Ausnahme der wirklichen Fäulniß.<sup>84</sup>

Hufeland verwirft alle gängigen Todeszeichen (vom nicht vorhandenen Atem und Puls bis zum Erschlaffen der Schließmuskeln) als unzuverlässig,<sup>85</sup> nur die vollständige Fäulnis ist ihm Indikator des eingetretenen Todes. Umgekehrt gilt:

Kein lebendiges Wesen fault; es gehört immer erst Schwächung oder Vernichtung der Lebenskraft dazu, um Fäulnis möglich zu machen. Selbst in ihrem gebundenen und unwirksamen Zustand vermag sie Fäulnis abzuhalten. Kein Ei, solange noch Lebenskraft darin ist, kein Samenkorn, keine

---

81 Vgl. Schuhmacher: *Femme fantôme*. S. 4.

82 Hufeland: *Scheintod*. S. 233.

83 Vgl. Rüge: *Scheintod*. S. 126.

84 Hufeland: *Scheintod*. S. 266.

85 Vgl. Hufeland: *Ungewißheit*. S. 19 – 20.



eingesponnene Raupe, kein Scheintoter fault [...].<sup>86</sup>

Demzufolge gibt es nur eine sichere Methode, das Lebendigbegraben Scheintoter zu verhindern: „Die Zeit allein ist der kompetente Richter über Tod und Leben, und nach allem, was bisher gesagt worden, ist das einzige und das natürlichste Mittel: sich aus der Ungewißheit zu retten, dieses: den Leichnam so lange liegen zu lassen, bis sich die oben beschriebenen Spuren der Fäulniß zeigen.“<sup>87</sup> Hufeland sucht die grassierende Angst vor den faulen Dünsten der Toten zu zerstreuen,<sup>88</sup> und plädiert für die Errichtung von Leichenhäusern als

das einzige, wodurch wir uns und unsre Geliebten vor dem schrecklichsten Schicksal, das je ein Tyrann zur Marter erfinden konnte, sichern können, das einzige, wodurch in Zukunft die Seufzer im Grabe, die schrecklichen Ankläger unserer Sorglosigkeit, zu verhüten sind. Keins von uns, ich wiederhole es nochmals, ist bey der gewöhnlichen Behandlung vor diesem Schicksal sicher;<sup>89</sup>

Erst mit der Theorie der Lebenskraft und dem Wissen vom Scheintod ist die Möglichkeit der Wiederbelebung wissenschaftlich begründet und es wird nun, mit diesem Wissen, sinnvoll – und dringend notwendig – Orte zu schaffen, an denen Leben reaktiviert werden kann.<sup>90</sup> Deutlich wird vor dem Hintergrund von Hufelands Ausführungen, dass die Angst vor dem Scheintod kein überhistorisches Kontinuum ist, sondern dass, im Gegenteil, Hufeland, Bruhier und die anderen Theoretiker des Scheintods auf ein radikal neues Verständnis des Lebens und des Todes reagieren.<sup>91</sup>

### **2.2.2. Ringen um die korrekte Lektüre. Einige exemplarische Fallgeschichten.**

Die führenden Köpfe der Scheintod-Diskussion strebten nach grundlegenden Veränderungen im Bestattungswesen. Um diese durchzusetzen genügte es keinesfalls, bloß die medizinische Fachwelt zu überzeugen: Das Zielpublikum der Veröffentlichungen zum Scheintod war ein wesentlich breiteres, war den Autoren doch daran gelegen, die gesamte Öffentlichkeit für den Kampf gegen den Scheintod zu mobilisieren. Erreicht werden sollte dies durch zahlreiche populärwissenschaftliche

---

86 Hufeland: Makrobiotik. S. 38.

87 Hufeland: Ungewißheit. S. 24 – 25.

88 Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 25 – 17. Zur Angst vor den ungesunden Ausdünstungen der Toten vgl. Ariès: Geschichte des Todes. S. 608 – 613.

89 Hufeland: Ungewißheit. S. 29 – 30.

90 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 135.

91 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 110.

Publikationen, die angereichert wurden mit nachdrücklich geschilderten Fallbeispielen.<sup>92</sup> Diese „sollten über eine rationale Wissensvermittlung hinaus eine emotionale Sensibilisierung für das Phänomen Scheintod bewirken.“<sup>93</sup>

Zu diesem Zweck werden die Fallgeschichten keinesfalls nüchtern-sachlich präsentiert, sie wimmeln viel mehr nur so von schaurigen Elementen und eindringlichem Pathos, vor allem aber von literarisierten, fiktiv anmutenden Szenarien.<sup>94</sup> So war bereits Bruhier mit narrativ ausgestalteten Erzählungen der Ereignisse, über die er berichtete, konfrontiert, wiewohl er zur Wahrung der Authentizität die Formulierungen seiner Quellen zum Teil wortwörtlich wiedergegeben haben will; in der Folge wurden seine Fallbeispiele breit rezipiert, wobei er nicht immer als Verfasser genannt wurde und es zu erheblichen Umformulierungen kam.<sup>95</sup>

Um die Struktur des Wissens vom Scheintod näher analysieren zu können, soll an dieser Stelle auf einige Fallgeschichten aus Hufelands *Der Scheintod oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber* zurückgegriffen werden. Dieses 1808, als Goethe gerade an den *Wahlverwandtschaften* arbeitete, erschienene, 346 Seiten starke, alphabetisch geordnete Kompendium ist ganz dem Ziel und Zweck der Verbreitung eines Wissens über den Tod verschrieben und mit dementsprechendem aufklärerischen Pathos aufgeladen.<sup>96</sup> Durch die alphabetische Anordnung soll im Notfall die Suche nach den korrekten Hilfsmitteln erleichtert werden. In diesem Sinn heißt es in der Einleitung: „Nimmt man [...] in solchen kritischen Augenblicken, wo oft nur die schleunigste Anwendung zweckmäßiger Hülfe das wirkliche Hinsterben, oder das tödtliche Zurücksinken in den Zustand des Scheintodes, verhindern kann – dieß Wörterbuch zur Hand: so dürfte es auch im Augenblicke der Bestürzung nicht schwer seyn, ungesäumt aufzufinden, was man sucht.“<sup>97</sup>

Wie Schumann ausführt, verdeutlicht dieses Buch „in eindrucksvoller Weise die Rolle des Textes als Organisationsform von Wissen, das zwischen Aberglauben, mündlich kolportierten Anekdoten, lebenswissenschaftlichen Neuigkeiten und kulturellen Praktiken (Behandlung der Leiche) liegt. Die Fixierbarkeit des Wissens und Nicht-

---

92 Vgl. Köhler-Zühlich: Erzählungen. S. 107.

93 Köhler-Zühlich: Erzählungen. S. 108 – 109.

94 Vgl. Vedder: Scheintod. S. 57.

95 Vgl. Köhler-Zühlich: Erzählungen. S. 120.

96 Vgl. Horn: Trauer. S. 72 – 73.

97 Hufeland: Scheintod. S. 3.

Wissens vom Tod, das sich um 1800 wie noch zu keiner anderen Zeit zwischen Angst und Neugier bewegt, liegt scheinbar allein im gedruckten Wort. Im Aufschreiben und Lesen lassen. Im Handbuch.“<sup>98</sup>

Um nachdrücklich aufzuzeigen, wie grausam die abergläubische Furcht vor den Toten und wie dringlich es ist, den Scheintoten zu Hilfe zu eilen, verweist Hufeland auf die diversesten Quellen, stellt medizinische, literarische und historische Texte wahllos nebeneinander.<sup>99</sup> Als die drei zentralen Quellenbereiche, aus denen Hufeland seine Fallgeschichten übernimmt, nennt Köhler-Zülich Sachbücher, gehobene Unterhaltungsliteratur und Periodika/Presse, die im 18. Jahrhundert in kontinuierlicher Wechselwirkung standen:<sup>100</sup> Anhand bereits existierender Fallgeschichten, mithin also in einem Gestus des Berufens auf die Autorität von Quellen, soll auf ein neues Wissen von Leben und Tod hingewiesen und dessen Plausibilität generiert werden.<sup>101</sup> Hufelands Fallgeschichten setzen sich dabei aus zeitgenössischen und bereits länger tradierten historischen Fällen zusammen, die jedoch vielfach ohne Datierung angeführt werden, wodurch ein Eindruck der Aktualität suggeriert wird.<sup>102</sup> „Der Verzicht auf Originalquellen und der Rückgriff auf die ihm aus jüngster Zeit vorliegenden Publikationen machen erstens deutlich, wie groß das literarische Angebot auf dem Markt war, und zweitens, daß es genutzt wurde.“<sup>103</sup>

Einige der Fallgeschichten weisen eine stark literarisierte Gestaltung auf – Rüge ortet sogar Ähnlichkeiten zur Gattung der Novelle<sup>104</sup> –, die oftmals mit einem analytischen Aufbau einher geht.<sup>105</sup> In ihnen wird der Scheintod als Rätsel gesetzt, dessen Lösung die

---

98 Schuhmann: *Femme fantôme*. S. 40.

99 Vgl. Horn: *Trauer*. S. 72.

100 Vgl. Köhler-Zülich: *Erzählungen*. S. 111.

101 Vgl. Rüge: *Scheintod*. S. 110.

102 Vgl. Köhler-Zülich: *Erzählungen*. S. 110.

103 Köhler-Zülich: *Erzählungen*. S. 110.

104 Vgl. Rüge: *Scheintod*. S. 115.

105 Vedder meint diesbezüglich: „Die Literarisierung in solchen Schriften zielt also auf zwei bezüglich der Rezeption nicht leicht zu vereinbarende Affekte: auf die schockartige Erregung unvorstellbaren Grauens einerseits und auf nachhaltige Empathie andererseits – eine Herausforderung an die Darstellung. Diese konzentriert sich in den wissenschaftlichen Schriften auf die Perspektive Außenstehender, die einen Scheintodfall im Nachhinein rekonstruieren. So wird beispielsweise ein Grab geöffnet, und die vorgefundene Leiche lässt auf schreckliche Qualen eines scheinot Begrabenen schließen, oder aber ein Scheintoter wird zwar für tot gehalten, aber dann mit Hilfe der vorgesehenen technischen Apparaturen oder medizinischen Hilfsmittel glücklich gerettet. Hingegen besteht die Herausforderung für die literarischen Texte, z.B. von Edgar Allan Poe oder Gottfried Keller, in der Darstellung eines gegenwärtigen Erlebens von innen: im Innern eines Sarges und im Innern eines begrabenen Körpers. Dies sind Texte, die die Grenzziehung zwischen Leben und Tod offensiv in Frage stellen.“ Vedder: *Scheintod*. S. 58. So zentral das Moment der reziproken

richtige Interpretation der Zeichen am (schein-)toten Körper, mithin also eine Lektüre, erfordert.<sup>106</sup> Es eröffnen sich dabei Analogien zur Leichenschau: „Die Leichenschau, in bestimmten Fällen (wie Tod bei der Entbindung oder Verdacht auf 'unnatürlichen Tod') auch die regelmäßig angeordnete Sektion, machen die Leiche zum Gegenstand einer Lektüre ihrer Zeichen, die nur noch ein speziell ausgebildeter, wissenschaftlich informierter Blick zu leisten im Stande ist – und selbst dieser mit einer erhöhten Möglichkeit der Täuschung.“<sup>107</sup> Eine Lektüre erweist sich als notwendig in der Konfrontation mit der Grenze von Leben und Tod, ist diese doch Gegenstand radikaler Verunsicherung geworden: Die korrekte Interpretation körperlicher Zeichen wird eine Sache von Leben und Tod, der Status des Lebens erweist sich als zutiefst verrätselt.<sup>108</sup>

Die in der Forschungsdiskussion zumeist nur oberflächlich behandelten Fallgeschichten<sup>109</sup> lohnen einen näheren Blick, offenbart sich an ihnen doch jenes Moment, das – wie in der Folge gezeigt werden soll – zentral ist für die Scheintod-Diskussion: Eine eklatante Verwirrung angesichts mehrdeutig gewordener Zeichen, die in den Fallbeispielen zugunsten einer eindeutigen Lesart aufgelöst werden sollen.<sup>110</sup> Die massive Deutungskrise fließt in die Fallgeschichten vom Scheintod ein, inszenieren diese doch am scheinbaren Körper das Ringen um die eine korrekte Lesart.

---

Rekonstruktion ist, so übersieht Vedder doch, dass auch Hufeland Fallbeispiele bringt, die die Perspektive des Scheintoten einnehmen und dass es auf der anderen Seite literarische Texte über den Scheintod gibt, die, wie Goethes *Wahlverwandtschaften*, nicht die Innenperspektive einnehmen, und die dennoch die Grenzziehung zwischen Leben und Tod in Frage stellen.

106 Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck erweckt werden, alle Fallgeschichten wären auf diese Weise analytisch gestaltet und derartig stark literarisch überformt: Einige stellen den Tod gleich zu Beginn als scheinbaren aus und erzählen die Ereignisse linear, bisweilen wird sogar die Erzählperspektive der Scheintoten eingenommen, wie in der Geschichte *P. zu Ingolstadt empfindet durch mehrere Sinne alle Schauer und Schmerzen des Scheintodes*. Vgl. Hufeland: Scheintod. S. 182 – 186. Das ändert jedoch nichts daran, dass gerade die analytisch gestalteten Fallgeschichten ein bezeichnendes Licht auf die Art, den Scheintod zu denken, werfen.

107 Horn: Trauer. S. 75.

108 Vgl. Horn: Trauer. S. 72.

109 Köhler-Zülich befasst sich zwar mit den Fallgeschichten vom Scheintod, sieht sie aber vor allem im Spannungsverhältnis von Fakt und Fiktion bzw. bemüht sich, die Fallgeschichten hinsichtlich ihrer Erzählmotive, v.a. in Hinsicht auf die Umstände des Wiedererwachens der Scheintoten, zu kategorisieren. Vgl. Köhler-Zülich: Erzählungen. S. 111 – 112. Einen ähnlichen Fokus hat Schenda, wenn er meint „In der Geschichte von der zu neuem Leben erwachten Leiche gibt es nur e i n wesentliches, variables Element: die Umstände des Wiedererwachens.“ Vgl. Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770 – 1910. Frankfurt a.M.: Klostermann<sup>3</sup>1988. S. 388.

110 Ähnlich meint auch Rüge: „Die Wissenschaft schuf sich ihre Untersuchungsobjekte über Ambivalenz, welche in Eindeutigkeit überführt werden sollte, und nahm sich derjenigen an, die zeitweilig außerhalb der sozialen Ordnung standen und kontrolliert werden mussten.“ Rüge: Scheintod. S. 126 – 127.

Der Scheintod also wird in einigen Fallgeschichten als Rätsel gesetzt, als „schreckliches Geheimnis in der Dunkelheit des Sarges“,<sup>111</sup> das durch die korrekte Zeichenlektüre gelöst werden kann. Dieses Rätsel nun soll im Licht der Aufklärung betrachtet werden, erklärtes Ziel Hufelands und der anderen mit diesem Thema Befassten ist es ja, für Klarheit zu sorgen: Die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens soll erkannt und eingedämmt werden – ganz dem aufklärerischen Nützlichkeitsdenken verpflichtet.

Ein gutes Beispiel für diese Rätselstruktur liefert die erste längere Fallgeschichte der Sammlung, die mit dem Titel *Armfeld (die Freyfrau von) stirbt scheinodt, und gebiert in der Todtengruft* überschrieben ist und die „mit Perspektivwechseln, direkter Rede und einer Vielzahl rhetorischer Mittel sowohl an das Mitleid appelliert als auch auf den Schrecken hinarbeitet“.<sup>112</sup>

Der Aufbau dieser Fallgeschichte nun ist analytisch. Zunächst tritt Herr Hildebrand auf:

Im Jahre 1785 vernahm dieser einst am späten Abend Töne des Schreckens und Entsetzens. Sie drangen aus der Kirche zu seinen Ohren. Er hörte ein aus der Erde hervordringendes Stönen, Wimmern und Wehklagen. Durch die Vorurtheile der Erziehung von Jugend an furchtsam, war er nicht im Stande, über den natürlichen Ursprung dieser Töne ruhig nachzudenken. Vielmehr eilte er ohne Herz und Kopf, um die Nachricht den Seinigen mitzuthemen.<sup>113</sup>

Oft sind es in den Fallgeschichten zunächst akustische Zeichen, die auf den Scheintod verweisen: Klopfen, Schreien, Wimmern, das abergläubisch konnotierte Schmatzen der Toten – Zeichen also, die einer Interpretation bedürfen, da sie ambivalent und zutiefst verstörend aufgeladen sind. Hier nun werden einander zwei konkurrierende Deutungsangebote gegenübergestellt: Zunächst überwiegen Angst, sowie Erklärungsversuche, die aus dem Volksaberglauben stammen. Einige „sogenannt[e] Beherzt[e]“<sup>114</sup> wollen die rätselhaften Geräusche aus der Kirche ebenfalls überprüfen (nicht jedoch ihnen nachgehen und nach ihrem Ursprung forschen) und deuten das, was sie hören – „die Worte: 'Gott!' - 'Jesus!' - 'Erbarmung!'“<sup>115</sup> – folgendermaßen:

Ja wohl „Gott! Jesus! denn wer anders als die können Euch unglücklichen Seelen helfen“ dachten sie mitleidig seufzend – und eilten zurück, um nicht länger Zeugen einer so erschütternden Scene zu seyn. Triefend von Angstschweiß hüllten sie sich tiefer als je in ihre Betten, und träumten von marternden Teufeln, ohne zu ahnen, daß sie selbst in ihrer Unwissenheit diese

---

111 Hufeland: Scheintod. S. 110.

112 Vedder: Scheintod. S. 57.

113 Hufeland: Scheintod. S. 5.

114 Hufeland: Scheintod. S. 5.

115 Hufeland: Scheintod. S. 6.

waren.<sup>116</sup>

Erst in einem nächsten Schritt folgen auf diese akustischen Zeichen visuelle. Am nächsten Morgen erwartet ein entsetzlicher Anblick die Menschen, die in die Kirche kommen: „Eine Wöchnerin lag tot in ihrem Blute und hatte ein todes Kind im Arme.“<sup>117</sup> Diese Zeichen, die akustischen wie die visuellen, werden nun zusammengefügt und – mit den Worten „Die Sache hing so zusammen“<sup>118</sup> – einer erneuten Deutung, die nun mit aufklärerischen Wissen gespeist ist, unterzogen: Scheintod und Sarggeburt erweisen sich als des Rätsels Lösung. Just die Tochter des Herrn Hildebrand nämlich verstarb scheinbar während der Geburt ihres Kindes und wurde im Familien-Gewölbe am Hauptaltar der Kirche beigesetzt.

Gegen die Nacht war die Scheintodte aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht. Mit der Rückkehr des Bewußtseyns und der Empfindung hatten sich auch die Geburtsschmerzen wieder eingestellt. Die während der Ohnmacht schlummernde Natur hatte hinreichende Kräfte gesammelt, um die Geburt fördern zu können. Der neue Mensch, im Sarge geboren, war da. Aber nirgends eilte der unglücklichen Schwachen und ihrem Säuglinge eine mitleidige Menschenhand zu Hülfe.<sup>119</sup>

Ihr Gewimmer wird zwar gehört, doch wird es falsch gedeutet: „Zwar wurden ihr Wehklagen und ihre Seufzer von Menschenohren vernommen; aber Irrthum und Wahn hatten den Küster und alle die übrigen Kinder der Dummheit und des Aberglaubens bethört und für die Stimme der Verzweiflung taub gemacht.“<sup>120</sup> Deutlich wird hier bereits, dass unterschiedliche Deutungsangebote der Zeichen des Scheintods konkurrieren und die eine richtige Lesart hervorgestrichen werden soll, andere Lesarten aber als falsch und abergläubig markiert werden.<sup>121</sup>

Auch in der Fallgeschichte *Brühier's vermeinter Cadaver erwacht zu neuem Leben und schmählichem Tode* ist der Scheintod als Rätsel gesetzt, als Serie von Zeichen, die einer Deutung unterliegen und dabei durch und durch konträre Lesarten evozieren. Der Protagonist ist hier der anatomische Gehilfe Bruhiers, von dem Hufeland diese

---

116 Hufeland: Scheintod. S. 6.

117 Hufeland: Scheintod. S. 6.

118 Hufeland: Scheintod. S. 6.

119 Hufeland: Scheintod. S. 6.

120 Hufeland: Scheintod. S. 7.

121 Ganz analog funktioniert die Fallgeschichte *R..., eine schwangere Scheintodte, gebiert und stirbt in der Todtengruft*, auch hier wird in einer Gruft eine schwanger begrabene Frau mit ihrem nunmehr toten Kind im Arm gefunden und erst in einem zweiten Schritt das Rätsel ihres Anblicks durch den Scheintod erklärt. Vgl. Hufeland: Scheintod. S. 177 – 179.

Fallgeschichte übernimmt, um sie stark zu variieren.<sup>122</sup>

Bezeichnenderweise erwachen in einigen Fallgeschichten die Scheintoten um Mitternacht – ganz wie Gespenster um diese Zeit zu erscheinen pflegen: Deutlich wird so die fragwürdig gewordene Grenze von Leben und Tod markiert, das Wissen vom Scheintod und der Glaube an Gespenster interferieren auf höchst beunruhigende Weise.<sup>123</sup> Auch in dieser Fallgeschichte nun ist es „gegen Mitternacht“,<sup>124</sup> als der Gehilfe, dessen Schlafzimmer unmittelbar an den Seziersaal der Anatomie grenzt, ein „räthselhafte[s] nächtliche[s] [Geräusch] in dem schauerlichen Gemache seiner Nachbarschaft“<sup>125</sup> hört, das er zunächst nicht beachtet, dann jedoch rational zu erklären versucht: Einbrecher müssen versuchen, eine der Leichen zu stehlen. Als jedoch „ein Klagegeschrey [...] und ein jämmerliches Wimmern, das aus angstvoller Brust zu kommen schien“,<sup>126</sup> an seine Ohren dringen, gibt er den Versuch einer rationalen Deutung auf, Angst packt ihn – und das Irrationale bricht in die Geschichte ein: Der Gehilfe meint, ein Selbstmörder finde keine Ruhe und suche ihn heim. „So harrte er mit schmerzlicher Sehnsucht der Morgenröthe.“<sup>127</sup>

Am nächsten Morgen berichtet der Gehilfe Bruhier von seinen nächtlichen Erlebnissen. Dieser zieht sofort die richtigen Schlüsse – und ist schockiert darüber, dass sein Gehilfe nicht sofort dem „unschuldige[n] Schlachtopfer der Furcht und Ignoranz“<sup>128</sup> zu Hilfe kam. Man eilt zu der vermeintlichen Leiche, die mittlerweile tatsächlich eine solche ist. Erst jetzt wird, wiederum als des Rätsels Lösung, die Geschichte ihres Scheintods nachgereicht: Obwohl nur ohnmächtig wird ein junges Bauernmädchen für tot gehalten und auf die Anatomie gebracht:

Die Ohnmächtige wurde nackt zu den übrigen Leichen gelegt, welche damals

---

122 Köhler-Zülich zufolge erweist sich Hufeland hier „mehr als nachlässig im Umgang mit den angeführten Fallbeispielen. So ließ er gar den andere Quellen referierenden Bruhier zu einer Erzählerfigur werden: Bruhier ist nun selbst der eingreifende Arzt, der in letzter Minute eine junge Frau vor dem Tod rettet [...] oder aber eine andere trotz Einsatzes „seiner ganzen Wissenschaft“ nicht wieder ins Leben zurückbringen kann [...], und zwar unter Berufung auf Bruhiers Werk. Hier haben sich die Geschichten schon verselbständigt, und Bruhier, der Popularisator von Scheintodgeschichten, ist auf dem besten Wege, zu einer Kristallisationsfigur der von ihm selbst erzählten Historien zu werden.“ Köhler-Zülich: Erzählungen. S. 122.

123 So erwacht beispielsweise auch in der Fallgeschichte *L...’s Bürgerinn erwacht von ihrem Scheintodt zum neuen Sterben* die Scheintote „gegen Mitternacht“. Vgl. Hufeland: Scheintod. S. 145.

124 Hufeland: Scheintod. S. 23.

125 Hufeland: Scheintod. S. 23.

126 Hufeland: Scheintod. S. 24.

127 Hufeland: Scheintod. S. 34.

128 Hufeland: Scheintod. S. 25.

auf der Anatomie vorrätig waren, und mußte, ohne alle Bedeckung, frieren. Dennoch siegte dießmal, wiewohl zu ihrem Unglück, die Stärke ihrer Natur. Gegen Mitternacht erwachten ihre bis dahin schlummernden Lebenskräfte. Sie wimmerte in ihrem hilflosen, und doch so äußerst hilfbedürftigen, Zustande. Längs einer langen Tafel, welche in ihrer Nähe stand, war sie in der Angst einige Schritte vorwärts gegangen, und hatte wahrscheinlich auf diesen Tisch geklopft, um so Hülfe herbeyzurufen. Beydes, ihr Poltern und ihr Angstgeschrey, war gehört worden, aber – nur von jemand, dessen Kopf, voll Wahnglauben und Einbildung, an Uebernatürlichkeiten dachte, anstatt natürliche Ereignisse zu ahnen.<sup>129</sup>

Rationale und irrationale Erklärungsangebote liegen im Widerstreit, die Fallgeschichten schreiben gegen den alten Aberglauben an und beschwören ihn dadurch immer wieder herbei. In negativer Präsenz schreibt er sich den Texten ein, so auch dann, wenn – wie es am Beispiel des Totenblicks bereits ausgeführt wurde – alter Aberglaube einer neuen Deutung unterzogen wird. Ein weiteres Beispiel hierfür findet sich unter dem Vermerk *Leichentuch, im Munde der Scheintodten gefunden*. Dieser Abschnitt schreibt gegen die alte Vorstellung an, nach der lebende Tote an ihrem Leichentuch kauen, erscheinen doch im Licht der Aufklärung nicht immer derartige Phänomene an sich als absurd, sondern die überkommene Interpretation, die man einst mit den „Wundern der Leichen“ dafür fand.<sup>130</sup> Es ist dies ein Wissen, das ganz konkret anhand der Lektüre am toten Körper generiert wird, wurzelt es doch aus der veränderten Position von Leichen bei der Graböffnung:

Man hat mehreremale bey zufälliger Eröffnung der Särge mit Verwunderung bemerkt, daß die Todten einen Zipfel vom Leichentuche, oder vom Todtenhemde, oder vom Kopfkissen, im Munde hatten, und sich nicht mehr in der nämlichen Lage befanden, in welche sie vor dem Verschlusse des Sarges bey der Beerdigung oder Beysetzung gebracht worden waren. Diese höchst merkwürdige Erscheinungen war von dem Pöbel angestaunt und auf das Einfältigste und Abergläubigste gedeutet; aber um eine glaubwürdige, natürliche Erklärung bekümmerte sich niemand.<sup>131</sup>

Wiederum werden visuelle Zeichen einer Interpretation, mithin einer Lektüre unterworfen, die auf die Herstellung des einen wahren Sinns zielt. Die glaubwürdige, natürliche Erklärung, also die rational-aufklärerische Deutung, die der Interpretation des Pöbels gegenübersteht, ist natürlich die, dass die so aufgefundenen Personen scheinot begraben wurden.

Es folgt eine Fallgeschichte von einer Frau, deren Kinder alle früh versterben:

---

129 Hufeland: Scheintod. S. 25 – 26.

130 Vgl. Ariès: Geschichte des Todes. S. 514.

131 Hufeland: Scheintod. S. 156.



Bey Beerdigung des fünften dieser geliebten Kinder versicherte das Todtenweib, „Sie wisse die Ursach des frühen Hinsterbens dieser Kinder, und würde sie beseitigen, so fern die tiefgebeugte Mutter ihr die Familiengruft und die darin beygesetzten vier Kinder-Särge zu eröffnen verstatten wolle; denn sicher habe Eins dieser Kinder einen Kopfkissen-Zipfel oder vielleicht das Leichentuch im Munde und sauge daran; und so lange dieß geschehe, eben so lange erlebe die Familie Einen Sterbefall nach dem andern.“<sup>132</sup>

Als das Grab geöffnet wird, wird tatsächlich entdeckt, dass eines der Kinder den Zipfel seines Leichentuchs im Mund hat. An der Geschichte des Todtenweibs scheint „etwas Wahres“<sup>133</sup> zu sein – doch dies wird schnell relativiert: Was sich an ihrer Geschichte als korrekt erweist, ist, „daß, wenn Eines dieser beygesetzten Kinder im Zustande des Scheintodes ermordet ward, die Zahl der nach Gottes Willen verlornen Kinder wirklich um Eins vermehrt – mithin die Sterblichkeit in dieser Familie wirklich vergrößert worden war.“<sup>134</sup> Der Scheintod also bleibt die einzig vernünftige Interpretation.

Es scheint unserm aufgeklärten Zeitalter vorbehalten zu seyn, die leidende Menschheit auch in den Gräbern aufzusuchen und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sicher hat jenes räthselhafte Verstopfen des Mundes keine andre Ursache, als das unglückliche Erwachen aus dem Scheintode und die grauenvollen Schrecknisse der Qualen eines solchen verzweifelnden oder sterbenden Wiedererwachten. Sollte jemand eine andre natürliche Erklärung jener sonderbaren Thatsache wissen, so will der Herausgeber, der leidenden Menschheit zu Liebe, – sehr gern Unrecht haben.<sup>135</sup>

So sehr die aufklärerische Lesart plausibilisiert wird, so wird doch gerade hier deutlich, dass die *andere* Lesart nicht immer aufgelöst werden kann – weswegen die übrigen Kinder sterben, vermag die rationale Lesart des Scheintods nicht zu erklären, das alternative Deutungsangebot behält zu einem gewissen Teil sein Recht oder bleibt zumindest als beunruhigender Rest bestehen.

Besonders deutlich wird dieser Widerstreit von Rationalem und Irrationalem in jenen Geschichten, in denen Scheintod und Gespensterglaube in unmittelbare Konkurrenz treten. Ein Beispiel hierfür liefert die Fallgeschichte *Biebersteins Bedienter erwachet vom Scheintode*. Wiederum erfolgt die Inszenierung des Scheintods als Rätsel: Am dritten Tag nach dem Tod seines treuen Dieners Wilhelm hat der Marschall von Bieberstein Gäste – es ist dies ein bezeichnender Zeitpunkt für die Auferstehung von den Toten, der einerseits die literarische Überformung der Fallgeschichte beleuchtet und

---

132 Hufeland: Scheintod. S. 156.

133 Hufeland: Scheintod. S. 157.

134 Hufeland: Scheintod. S. 157.

135 Hufeland: Scheintod. S. 157.

andererseits aufgezeigt, auf welcher inkomplexen Weise religiöse und aufklärerische Deutungsangebote verwoben sind.

Leichenblass vor Schreck kommt der Marschall nach kurzer Abwesenheit zu seinen Gästen zurück und erklärt, er habe den Geist seines Dieners gesehen:

„ist das nicht um toll zu werden! vor einem Popanz kann ich mich fürchten? Da höre ich auf dem Flur Jemanden schlurfen, und indem ich mich darnach umsehe, was denken Sie wol, meine Herren! was ich dicht hinter mir erblicke? – meinen vorgestern verstorbenen Escarmoucheur, so wie er einst leibte und lebte. Er war unverkennbar, und keine sechs Schritte von mir entfernt. Er schwebte auf mich zu; und ich – stand ihm nicht – retirirte, wie Sie sahen. Pfui! das ärgert mich; denn während ich die Stubenthür öffne, verschwindet er. Ich sah die Erscheinung nun nicht mehr, aber ich hörte sie noch schlurfen.“<sup>136</sup>

Man forscht nach und sucht den Ereignissen auf den Grund zu gehen, bis man schließlich den vermeintlichen Geist findet.

Indem sie durch die Stube auf den Flur zurückkehren wollen, siehe! da sitzt der Geist des verstorbenen Wilhelms im Sterbehemde auf dem Bedientenbette hinter der Thür! – Man fährt zusammen, wirft prüfende Blicke auf die Erscheinung und schaudert heftiger, als der Geist den Mund öffnet, um zu reden.<sup>137</sup>

Es stellt sich heraus, dass der Diener nur scheinot war: „Rege Mitleidsgefühle verdrängten die Gespensterfurcht.“<sup>138</sup> Der alte Gespensterglaube wird also dem neuen Modell des Scheintods gegenübergestellt, es werden unterschiedliche Lesarten durchgespielt und die falschen vehement verworfen, der Irrtum als potentiell tödlich ausgestellt.<sup>139</sup>

Auf diesem Weg kann in den Fallgeschichten aus den mehrdeutig gewordenen Zeichen des Todes und der verwirrenden Ambivalenz eine eindeutig richtige Interpretation gefunden werden, die Mehrdeutigkeit an der Grenze des Todes, die zutiefst beunruhigend ist, soll in eine konzise Interpretation aufgelöst werden, aus der Irrationales kategorisch ausgeschlossen wird. Gerade aber durch dieses so vehemente Ringen um die richtige Lesart schreibt sich die Krise, die in der Aufklärung die Grenze von Leben und Tod erfasst, in die Fallgeschichten ein.

---

136 Hufeland: Scheintod. S. 18 – 19.

137 Hufeland: Scheintod. S. 19.

138 Hufeland: Scheintod. S. 19.

139 Analog funktioniert die Fallgeschichte *Falk, die Scheintodte, gebiert und stirbt hilflos mit dem Kinde*: Auch hier werden Gespensterglaube und Scheintod einander als konkurrierende Modelle gegenüber gestellt, doch kommt hier die Magd zu spät, die glaubt, „daß das bisher mit Furcht und Entsetzen angehörte spukhafte Poltern vielleicht doch seine natürlichen Ursachen haben könne.“ Hufeland: Scheintod. S. 72.

### 2.3. Scheintod und Literatur. Eine semiotische Krise.

Mit der Säkularisierung der Aufklärung ist die Definition des Todes als der Moment, in dem die Seele den Körper verlässt, nicht länger zulässig. Eine neue Definition muss verhandelt werden, doch macht gerade diese es unmöglich, dem Tod einen fixen Ort zuzuweisen: Durch die Vorstellung des Todes als Prozess entwickelt sich die Theorie eines Mittelzustandes zwischen Leben und Tod, eines Zustandes, der äußerlich ganz dem Tod gleicht, der jedoch reversibel ist, wenn man nur die richtigen Mittel anzuwenden weiß – und der nur dann eindeutig aufzulösen ist, wenn man hartnäckig genug ist, auf die Fäulnis als das einzig sichere Todeszeichen zu warten.

Es ist in einem Gestus tiefen Zweifels an dem, was mit den eigenen Sinnen wahrnehmbar ist, in einem Gestus also, der gerade wegen seiner metaphysischen Konnotation in einer ganz dem Rationalen gewidmeten Argumentation beunruhigen und verunsichern muss, dass die Grenze von Leben und Tod um 1800 in das Zentrum der Betrachtungen rückt. Die analytische Erzählstruktur der zitierten Fallgeschichten führt dies eindringlich vor Augen. Im Zuge der vermehrten Konzentration auf die Grenze von Leben und Tod nämlich wird der menschliche Körper mit verstärkter Aufmerksamkeit betrachtet und nach dem Status seines Lebens befragt. Doch die Frage nach dem Eintritt des Todes polarisiert, die Zeichen des Todes sind nicht mehr glaubwürdig, Erscheinungen am Körper eröffnen zugleich gegenläufige Interpretationen als Vorzeichen nahenden Unheils oder als Zeichen des noch vorhandenen Lebens.<sup>140</sup>

Die Furcht vor dem Scheintod ist also Resultat einer in die Krise geratenen Lektüre körperlicher Zeichen, die Diskussion um den Scheintod kann mithin als Deutungskrise verstanden werden: „Dabei zeigt sich von Anfang an, daß die Scheintod-Angst ein semiotisches Problem ist, das Problem einer Krise der Lesbarkeit: die Zeichen des Todes am Körper sind nicht mehr zuverlässig.“<sup>141</sup> Auch die Neudefinition des Todes als Phase spielt eine nicht unwesentliche Rolle für diese Deutungskrise, wird dadurch doch die Grenze zwischen Leben und Tod aufgelöst zugunsten eines graduellen Übergangs, der sich klaren Zuordnungen verweigert: „Die Lesbarkeit von Zeichen ist geknüpft an eine klare Distinktion von Bedeutung – hier aber ist weniger das Feld der Zeichen als das der Bedeutung in Unordnung geraten, sodaß man selbst bei klarer Identifikation der

---

140 Vgl. Kessel: Angst. S. 156 – 158.

141 Horn: Trauer. S. 70.

Symptome plötzlich nicht mehr weiß, worauf diese hindeuten: ein gebrochener Blick, die halbtransparente Hornhaut kann genauso gut auf eine Augenkrankheit verweisen, die Muskelstarre auf eine extreme Verkrampfung. Diese Krise der Lesbarkeit wird zur Panik, wo es in der Tat um Leben und Tod geht [...].<sup>142</sup>

Es ist gerade diese semiotische Krise – Schuhmacher spricht von „Todes-Analphabetismus“<sup>143</sup> –, die besonders virulent wird, wenn Literatur das Wissen vom Scheintod nicht einfach behandelt, sondern inszeniert: Literatur kann das Wissen vom Scheintod erproben, es auf seine Grenzen und Inkonsistenzen hin befragen, gerade indem sie in Szene setzt, wie dieses Wissen organisiert ist. Wie Goethes *Wahlverwandtschaften* in diesem Zusammenhang das Wissen vom Scheintod reflektieren, soll in der Folge untersucht werden.

---

142 Horn: Trauer. S. 71 – 72.

143 Schuhmacher: *Femme fantôme*. S. 36.

### 3. Scheintod literarisch. Johann Wolfgang von Goethes *Die Wahlverwandtschaften*.

Dass Goethes *Wahlverwandtschaften* um den Tod kreisen, ist wiederholt festgestellt worden: „Tatsächlich ist der Tod in diesem Roman omnipräsent: er ist Fluchtpunkt der Handlung, offener oder geheimer Bezug der Symboliken, und er erweist sich schließlich als die Crux jener Bildlogiken [...], die den Roman und seine Personen bis ins kleinste Detail beherrschen.“<sup>144</sup> Wie aber sieht es mit dem Scheintod aus?

Goethe war mit der Thematik des Scheintods erwiesenermaßen vertraut. Nicht nur kannte er Hufeland persönlich und verfasste ein Gedicht mit dem Titel *Der Scheintod*,<sup>145</sup> auch in den *Wahlverwandtschaften* wird das Wissen vom Scheintod an zentralen Stellen verhandelt. Gerade die Ursachen und die Inszenierung des Großteils der Todesfälle im Roman rufen das Wissen vom Scheintod auf. So evozieren die anorektische, sich selbst verzehrende Ottilie, die drei Ertrunkenen – der Knabe am Richtfest, das Mädchen aus der eingeschobenen Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern* und Otto – sowie die scheinbar tödlich gestürzte Nanny an diejenigen Todesfälle, aus denen Hufeland zufolge typischerweise der Scheintod resultiert:

Aber nun denke man sich Personen, die durch Gram und Kummer, durch langwierige Nervenkrankheiten in solchem Grad geschwächt werden, daß sie äusserlich zu leben aufhören. Hier können die Lebensorgane noch völlig unversehrt seyn; es ist nur Ohnmacht oder ein feiner Krampf, was die Lebenswirkungen unterbricht; und es braucht nur Zeit, so wird sich die Lebenskraft, die in diesem Fall dem Tod lange widerstehen [sic!] kann, wieder erholen und in Thätigkeit setzen, wie die Erfahrung lehrt. Eben so wenig darf man denen trauen, die bey völlig gesundem Körper von einem gewaltsamen Tode, es mag nun Schlagfluß oder eine äussere Verletzung, Ersaufen, Ersticken u.s.w. seyn, sterben. Auch hier ist nur die Flamme des Lebens gehemmt, der Funke kann noch lange unter der Asche fortglimmen.<sup>146</sup>

Der Scheintod steht zwar nicht im Zentrum von Goethes *Wahlverwandtschaften* – es ist kein Wunder, dass er von der bisherigen Forschungsliteratur schlicht übersehen wurde<sup>147</sup>

---

144 Horn: Trauer. S. 130 – 131.

145 Hufeland lebte und praktizierte von 1783 bis 1793 in Weimar und war Goethes Hausarzt. Vgl. Klaus Pfeifer: Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts. Wien u.a.: Böhlau 2000. S. 59 – 62. Zum Verhältnis von Goethe und Hufeland, sowie zu Goethes Rezeption des Konzepts der Lebenskraft vgl. Rüge: Scheintod. S. 68 – 70.

146 Hufeland: Ungewißheit. S. 16 – 17.

147 Herrmann erkennt zwar den Knaben am Richtfest, das Mädchen aus der eingeschobenen Novelle und Nanny als scheinot, geht über diese bloße Feststellung aber nicht hinaus. Vgl. Elisabeth Hermann: Die Todesproblematik in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Berlin: Schmidt 1998. (Philologische Studien und Quellen 147), S. 274.

–, dennoch durchzieht der Scheintod den Text und ist eng verknüpft mit dessen zentralen Themen.

Doch Goethe evoziert nicht bloß das Imaginationsarsenal des Scheintods, um es als Handlungsmotiv zu verwenden. Viel eher ist der Scheintod in den *Wahlverwandtschaften* verbunden mit einer den Roman durchziehenden Thematisierung der Frage nach der Verständlichkeit der Welt, der Möglichkeiten von Erkenntnis und deren Beziehung zu Deutungen angesichts zunehmender Unzuverlässigkeit visueller Zeichen.<sup>148</sup>

Goethes Roman verweigert die eindeutige Lesart, die die Fallgeschichten herzustellen suchen und zum zentralen Fokus ihrer Lektüre machen. Der Roman inszeniert die diesem Streben nach Eindeutigkeit inhärente Problematik, indem er zunächst – bei der Rettung des Knaben am Richtfest – eindeutig korrekte Interpretationen und daraus abgeleitete Handlungsanweisungen herzustellen scheint, diese jedoch zusehends ambivalent macht und mit anderen Sinnstiftungsmodellen – allen voran dem der Religion – in Konkurrenz treten lässt. Bevor dies gezeigt werden kann, ist es jedoch nötig, die *Wahlverwandtschaften* in einem Kontext der Modernisierungen zu verorten.

### **3.1. Chemie und Zeichen. Modernisierungstendenzen.**

*Die Wahlverwandtschaften* rekurren massiv auf Neuerungen, auf Modernisierungen, auf das Hinfälligwerden von alten Sinnstiftungsmodellen. In diesem Sinne vertritt Wellbery die These: „Der geschichtlich-kulturelle Vorgang, den die Wahlverwandtschaften inszenieren, läßt sich als der Zusammenbruch des Symbolischen, als dessen Desorganisation verstehen. Es handelt sich im Roman um die Auflösung eines verbindlichen Allgemeinen, deren Symptomen, Gründen und Konsequenzen in den verschiedensten Lebensbereichen nachgespürt wird.“<sup>149</sup> Im Fokus des Romans steht also genau jenes historische Moment, aus dem das Wissen um den Scheintod erwächst, jenes Moment, in dem, in Wellberys Worten, „aus einer nach Symboliken der Religion und der Aristokratie organisierten Erfahrungswelt [...] eine neue Welt [hervorgeht], die

---

148 Vgl. John Noyes: Die blinde Wahl. Symbol, Wahl und Verwandtschaft in Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. In: *Dvjs* 65 (1991), S. 132 – 151. S. 133 – 135.

149 David E. Wellbery: *Die Wahlverwandtschaften*. In: Paul Michael Lützeler und James E. McLeod (Hrsg.): *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*. Stuttgart: Reclam 1985. S. 291 – 318. S. 292.

entscheidend von theoretischen Mächten geprägt wird.“<sup>150</sup> Die *Wahlverwandtschaften* inszenieren Modernisierungen, darin liegt, wie Vogl ausführt, nicht zuletzt das „Moderne“ des Romans.<sup>151</sup>

Im Bezug auf die *Wahlverwandtschaften* spricht Vogl von einem „wissensgesättigten Roman, der eine Selbstüberholung des Gewußten verfolgt und in seiner Wiederholungsstruktur an ein akutes Nicht-Wissen, an ein akutes Noch-Nicht-Wissen appelliert. Das ergibt eine Ökonomie, die die alte Ökonomik wie den kameralistischen Ordnungsversuch gleichermaßen hinter sich läßt; das ergibt eine Chemie, die eine Alchimie der Elemente und eine Theorie der Affinitäten durchläuft bis hin zu einem Punkt, an dem der Romantitel das aufgerufene chemische Modell zwangsläufig verfehlt; und das ergibt schließlich eine Gleichnishaftigkeit, deren Vergleichskern nur den Zusammenbruch der gleichnishaften Gesetzmäßigkeit selbst reproduziert.“<sup>152</sup>

*Die Wahlverwandtschaften* also sind immanent mit Wissen befasst und reflektieren die Tatsache, dass sie an einer Schwelle stehen, an der sich das Neue – in der Gestalt des Kindes Otto – bereits abzeichnet, letztlich seine Ankunft aber doch verfehlt.<sup>153</sup> Aus dieser Situation heraus werden Wissensformen zueinander in Bezug gesetzt und gerade dadurch auf ihre Sinnstiftungskompetenz hin befragt. Deutlich zeigt sich dies bereits im Zusammenhang mit jenem Wissen, das die Gleichnisrede aufruft, und mit einer den Text durchziehenden Ambivalenz von Zeichen,<sup>154</sup> die nicht, oder nur falsch, gelesen werden können.

---

150 Wellbery: *Wahlverwandtschaften*. S. 306.

151 Vgl. Joseph Vogl: Mittler und Lenker. Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Joseph Vogl (Hrsg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999. S. 145 – 161. S. 145.

152 Vogl: *Kalkül und Leidenschaft*. S. 158.

153 Vgl. Vogl: *Kalkül und Leidenschaft*. S. 159.

154 Eindrucksvollstes Beispiel für die Befasstheit des Romans mit Zeichen sind vielleicht die Namen der vier Protagonisten, die sich, wie Schläffer gezeigt hat, „auf einen reduzieren lassen: auf Otto.“ Heinz Schläffer: *Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandtschaften“*. In: Norbert W. Bolz (Hrsg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 211 – 229. S. 212. Tatsächlich korrelieren die Namen der Hauptfiguren „in den drei Buchstaben *ott* [...], aus denen auch das Wort *tot* gebildet ist [...].“ Jochen Hörisch: „Die Begierde zu retten“. *Zeit und Bedeutung in Goethes „Wahlverwandtschaften“*. In: Jochen Hörisch und Georg Christoph Tholen (Hrsg.): *Eingebildete Texte. Affairen zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*. München: Fink 1985. S. 78 – 90. S. 82. Zu einer weiteren Analyse der Buchstabensymbolik der Namen bzw. von Otto als Palindrom vgl. Schläffer: *Namen*. S. 214 – 217.

### 3.1.1. Verzeitlichung von Wissen. Die Gleichnisrede.

Wenn an dieser Stelle auf die chemische Gleichnisrede eingegangen werden soll, so soll nicht deren genaue rhetorische Struktur untersucht werden, dazu gibt es bereits zahlreiche erhellende Studien.<sup>155</sup> Was an dieser Stelle interessiert, ist zudem weniger eine Analyse dessen, wie die chemische Theorie der Wahlverwandtschaften im Text durchgespielt wird oder deren Stellung zur Entwicklung der Figurenkonstellation, die sie anzukündigen scheint, aber gerade nicht ankündigt,<sup>156</sup> als viel eher eine Analyse der Art und Weise, wie dieses Wissen in der Gleichnisrede präsentiert wird.

*Die Wahlverwandtschaften* sind massiv befasst mit zeitlichen Umbrüchen, mithin mit der Verzeitlichung von Wissen.<sup>157</sup> Das Wissen von den Wahlverwandtschaften ist ein deutlicher Indikator dafür, wird dieses doch in der einleitenden Bemerkung des Hauptmanns bereits als möglicherweise nicht mehr aktuell eingeführt: Der Hauptmann nämlich stellt „von vornherein die Gültigkeit seines Vortrags in Frage.“<sup>158</sup> Auf Charlottes Bitte, den Begriff der Verwandtschaft im chemischen Kontext zu erläutern, erwidert er: „Das will ich wohl gerne tun, [...] freilich nur so gut, als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen.“<sup>159</sup> Bezeichnend ist Eduards Reaktion auf diese Bekenntnis des Hauptmanns, womöglich nicht mehr auf dem neuesten Stand zu sein:

„Es ist schlimm genug,“ rief Eduard, „daß man jetzt nichts mehr für sein

---

155 Verwiesen sei an dieser Stelle auf den grundlegenden Text von Jeremy Adler: „Eine fast magische Anziehungskraft“. Goethes 'Wahlverwandtschaften' und die Chemie seiner Zeit. München: Beck 1987. Ebenfalls überaus erhellend und über Adlers Fokus hinausgehend ist Christoph Hoffmann: „Zeitalter der Revolutionen“. Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels. In: *Dvjs* 67 (1993), S. 417 – 450. Als dritter Text, der sich mit der Chemie befasst, sei verwiesen auf Eva Horn: Chemie der Leidenschaften. Johann Wolfgang von Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. In: Reingard M. Nischik (Hrsg.): *Leidenschaften literarisch*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1998. (Texte zur Weltliteratur 1), S. 163 – 182. Auch Vogl präsentiert eine überaus luzide Lektüre der Gleichnisrede. Vgl. Vogl: *Mittler und Lenker*. S. 146.

156 Vgl. Horn: *Trauer*. S. 133. Dies betont auch Allemann, er entwickelt ausgehend davon jedoch eine anders gewichtete Lektüre, da er nicht auf den näheren Kontext der zeitgenössischen Chemie eingeht. Vgl. Beda Allemann: *Zur Funktion der chemischen Gleichnisrede in Goethes Wahlverwandtschaften*. In: Vincent J. Günther u.a. (Hrsg.): *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte*. Festschrift für Benno von Wiese. Berlin: Schmidt 1973. S. 199 – 218. S. 206 – 208.

157 Vgl. Horn: *Chemie*. S. 167.

158 Adler: *Anziehungskraft*. S. 86.

159 Johann Wolfgang von Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke*. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Band 6. München: Beck <sup>14</sup>1996. S. 242 – 490. S. 270. In der Folge werden Zitate aus den *Wahlverwandtschaften* direkt im Anschluss an das Zitat unter der Sigle WV angeführt.



ganzes Leben lernen kann. Unsre Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.“ (WV 270)

Reflektiert wird anhand dieses Gesprächs über die fragwürdige Aktualität von Informationen und die notwendige Bereitschaft zur Weiterbildung die Tatsache, dass Wissen nunmehr veralten kann: „Ein altes, dauerhaftes System des Wissens, das der Vorfahren, begegnet nicht einfach neuen Inhalten, sondern einer völlig neuen Struktur“<sup>160</sup> – einer Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, wie Thomas S. Kuhn sie beschreibt. Wie Kuhn nachdrücklich aufgezeigt hat, erfolgt wissenschaftlicher Fortschritt nicht in Form von Kumulation und beständigem Anhäufen neuer Informationen, sondern durch Neudefinitionen im Rahmen von wissenschaftlichen Revolutionen bzw. Paradigmenwechseln.<sup>161</sup>

Im Fokus der Gleichnisrede steht das Konzept der chemischen Affinität bzw. der chemischen Verwandtschaft, das im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert die Probleme der chemischen Bindung und der chemischen Reaktionen erklären will.<sup>162</sup> Der Begriff der Affinität ist dabei bereits einer mit einem weiten Bedeutungshorizont, verweist er doch zugleich auf das traditionelle Vokabular der Chemie und auf das der Alchemie.<sup>163</sup>

Goethe bezieht sich in der Gleichnisrede auf Torbern Bergmans *Disquisitio de attractionibus electivis* von 1775, das unter dem Begriff der „Wahlverwandtschaften“ ins Deutsche übersetzt wurde.<sup>164</sup> Bergman veröffentlichte zwischen 1775 und 1783 zahlreiche Tabellen, die die Ergebnisse von mehreren tausend chemischen Reaktionen dokumentieren, klassifizieren und systematisieren. Der Kerngedanke Bergmans ist es dabei, ein vollständiges System aller möglichen chemischen Reaktionen zu bieten.<sup>165</sup> Bergmans Ziel ist es, eine vollständige, lückenlose Erklärung aller möglichen chemischen Reaktionen zu liefern und den Ablauf sowie das Ergebnis jedweder Reaktion auf diese Weise im Vorhinein absehen zu können, da diese seiner Ansicht nach vom Wesen der verwendeten Stoffe, das bekannt ist, abhängen und der Anzahl nach

---

160 Horn: Chemie. S. 167 – 168.

161 Vgl. Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967. S. 128 – 133.

162 Vgl. Isabelle Stengers: Die doppelsinnige Affinität. Der newtonsche Traum der Chemie im achtzehnten Jahrhundert. In: Michel Serres (Hrsg.): Elemente einer Geschichte der Wissenschaften. Üs. v. Horst Brühmann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998. S. 527 – 567. S. 530.

163 Vgl. Stengers: Affinität. S. 532 – 533.

164 Vgl. Horn: Chemie. S. 168.

165 Vgl. Adler: Magische Anziehungskraft. S. 63 – 66. Bei Adler finden sich auch einige von Bergmans Tabellen abgebildet.

beschränkt sind; seinen Prognosen zuwider laufende Reaktionen sowie Ergebnisse, die von der vorhersagbaren Klassifikation abweisen, indem z.B. zusätzliche Stoffe anfallen, sieht Bergman als durch Störfälle verursacht.<sup>166</sup>

Gerade diese sogenannten Störfälle nun sind der Punkt, an den Claude Louis Berthollet 1803 in seinem *Essai de statique clinique* ansetzt: Wurde bisher die Umgebung der Reaktion, also die Temperatur oder die Konzentration der Reagenzien, als Störquelle angesehen, die als Erklärung für etwaige Anomalien diene, so kehrt Berthollet diesen Ansatz nun um und erklärt, dass Umgebungsfaktoren entscheidend zum Verlauf einer chemischen Reaktion beitragen.<sup>167</sup> „Altes und neues Wissen, die sich hier begegnen, sind nicht nur zwei divergierende chemische Theorien, sondern sie sind zwei unterschiedliche Wissensordnungen: einem geschlossenen System (Bergman) steht eine offene, mit sehr viel mehr Parametern ausgestattete Theorie gegenüber (Berthollet).“<sup>168</sup>

Doch 1808, als Goethe die *Wahlverwandtschaften* schreibt, ist auch Berthollets revolutionäre Theorie bereits veraltet: In diesem Jahr nämlich erschien Johann Wilhelm Ritters *Versuch einer Geschichte der Schicksale der chemischen Theorie in den letzten Jahrhunderten* im *Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie* – ein Text, der Goethe mit großer Wahrscheinlichkeit bekannt war.<sup>169</sup> Ritter verband als erster Elektrizität mit chemischer Verwandtschaft und ging davon aus, dass sich dieselbe Kraft, die sich in chemischen und elektrischen Phänomenen äußert – Ritter nennt sie „Siderismus“ –, auch in bestimmten Pendelschwingungen offenbart,<sup>170</sup> wie sie auch in die *Wahlverwandtschaften* eingehen.<sup>171</sup>

---

166 Vgl. Horn: Chemie. S. 170.

167 Vgl. Stengers: Affinität. S. 556. Für Details zu Berthollets Theorie vgl. Stengers: Affinität. S. 555 – 558. In einer genauen Lektüre versucht Hoffmann zu zeigen, dass die Gleichnisrede noch Bergmans Theorie aufruft, die Romanhandlung jedoch Berthollets Ansatz folgt. Vgl. Hoffmann: Revolutionen. S. 419.

168 Horn: Chemie. S. 171. Hoffmann beschreibt diesen „chemischen Paradigmenwechsel [als] Bezugsrahmen für die Darstellung der gesellschaftlichen Umbrüche der Zeit“ und meint weiter, dass das „Romangeschehen, an der Schnittstelle von ständischer und bürgerlicher Ordnung situiert [...] die neue gesellschaftliche Rolle von 'Quantitäten' auf verschiedenen Ebenen [aufgreift] – als 'Massen' werden sie zu politischen Faktoren, als 'Kapital' zur Grundlage des Wirtschaftslebens.“ Hoffmann: Revolutionen. S. 419.

169 Vgl. Vogl: Mittler und Lenker. S. 155. Zu Ritters Theorie, in der die Elektrizität zum Elementarereignis der neuen Chemie und ihrer Verwandtschaftslehre wird, und zu deren Eingehen in die Figurenkonstellation und Romanhandlung vgl. Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 304 – 308.

170 Vgl. Adler: Magische Anziehungskraft. S. 183.

171 In *Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers*, die im selben Jahr erschienen wie die *Wahlverwandtschaften*, verknüpft Ritter, „einer von Goethes wichtigsten Gewährsmännern für die Verbindung von magnetisch-galvanischen Kräften mit der Sympathielehre, die Liebe direkt mit dem tierischen Magnetismus“. Jürgen Barkhoff: Tag- und Nachtseiten des animalischen

Das chemische Wissen, das die *Wahlverwandtschaften* präsentieren, ist ein Wissen, das den Anspruch hat, die Welt zu erklären und, so die finale Antwort auf die Frage, was die Welt im Innersten zusammenhält, noch nicht gegeben ist, diese noch zu finden.<sup>172</sup> Es ist dies ein Problemfeld, das auch den Erklärungsstrategien des Scheintods inhärent ist, wobei diese gerade an der eigenen Theorie der sich entziehenden Lesbarkeit scheitern müssen.

Tatsächlich schreibt sich der Scheintod bereits in die Gleichnisrede ein in der emphatischen Beschreibung des Wesens chemischer Verbindungen:

Man muß diese *tot scheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen* wirkend vor seinen Augen sehen, mit Teilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, *weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten*, und unsere Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen. (WV 275 – 276, Hervorhebungen S.L.)

Nicht nur wird hier anhand der „totscheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen“ das Konzept der temporär suspendierten Lebenskraft aufgerufen, auch die Unzulänglichkeit menschlichen Erkenntnisvermögens – Adler spricht von einer „radikale[n] Setzung menschlicher Sinnesschwäche“<sup>173</sup> – wird evoziert, die so zentral ist für die Schwierigkeiten, den bereits eingetretenen Tod vom noch vorhandenen Leben unterscheiden zu können. Jedoch erscheint an dieser Stelle eine entscheidende Verschiebung: Aus der Unzulänglichkeit der menschlichen Sinne wird hier Leben in toter Materie gesehen – und nicht der Tod im noch lebendigen Körper. Diese Relativität ist, das wird in der Folge deutlich werden, charakteristisch für die Art und Weise, wie der Scheintod in den *Wahlverwandtschaften* verhandelt wird.

Besonders aber der Beginn des 4. Kapitels, das die Gleichnisrede verhandelt, wirft bereits ein bezeichnendes Licht auf das Wissen vom Scheintod. Ausgangspunkt dieses Kapitels, das so massiv die Zeitlichkeit des Wissens verhandelt, sind nämlich die Bemühungen des Hauptmanns um das Rettungswesen, das eng mit den

---

Magnetismus. Zur Polarität von Wissenschaft und Dichtung bei Goethe. In: Peter Matussek (Hrsg.): Goethe und die Verzeitlichung der Natur. München: Beck 1998. S. 75 – 100. S. 90. Das Pendelexperiment verweist also sowohl auf den tierischen Magnetismus, als auch auf Ritters Theorie der Verbrennungschemie. Vgl. Vogl: Kalkül und Leidenschaft. S. 305.

172 Vgl. Adler: Anziehungskraft. S. 36.

173 Adler: Anziehungskraft. S. 117.

Lebensrettungsgesellschaften und dem Kampf gegen den Scheintod verbunden ist.<sup>174</sup> Aus diesen Bemühungen erwächst das Gespräch über die Wahlverwandtschaften, ist es doch Charlottes Interesse, mehr über Physik und Chemie zu erfahren, um ihre in der Makrobiotik verankerten Bemühungen erfolgreich weiterzuführen. Mit der Ankunft des Hauptmanns entfernen sich auch Eduards Vorträge mehr und mehr von Lyrik und Rhetorik, denn nun „waren es andre Gegenstände, die ihn beschäftigten, andre Schriften, woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.“ (WV 269)

Diese enge Verknüpfung vom verzeitlichten Wissen um die Wahlverwandtschaften und jenem Wissen, das so eng mit dem Kampf gegen den Scheintod verbunden ist, ist auffällig: Dass gerade die makrobiotischen Anstalten und die Gründung des Rettungswesens, mithin also das Wissen von Lebenskraft und Scheintod, den Ausgangspunkt der Gleichnisrede bilden, markiert auch dieses Wissen als der Verzeitlichung unterworfen.

### **3.1.2. Fehlgehende Lektüren. Die Ambivalenz der Zeichen.**

Die *Wahlverwandtschaften* sind massiv mit Fragen der Lektüre befasst. Dabei erweisen sich die im Roman unternommenen Interpretationen von Zeichen – vom Tintenfleck im Brief an den Hauptmann bis hin zum Glas mit den Initialen E und O – in erster Linie als fehlgehende Lektüren.<sup>175</sup> Da auch und gerade der Problemstellung des Scheintods Fragen der Lektüre und der Ambiguität von Zeichen inhärent sind, lohnt an dieser Stelle ein Blick auf die im Roman verhandelten Lektürestrategien, sind Lesen und Schreiben doch eine zentrale Praxis in den *Wahlverwandtschaften*.<sup>176</sup> Neumann bezeichnet die *Wahlverwandtschaften* gar als einen „semiotische[n] Roman“<sup>177</sup>, als einen Roman, der

---

174 Vgl. Kapitel 3.2.1.

175 Vgl. Schlaffer: *Namen*. S. 213.

176 Vgl. Gabriele Brandstetter: *Schreibszenen. Briefe in Goethes Wahlverwandtschaften*. In: Walter Hinderer (Hrsg.): *Goethe und das Zeitalter der Romantik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. (Stiftung für Romantikforschung 21), S. 193 – 212. S. 196. Zur Schrift im Roman vgl. Paolo Chiarini: *Das Wasser und die Tinte. Symbolische Schreibweise und romantische Allegorie in Goethes Wahlverwandtschaften*. In: Paolo Chiarini (Hrsg.): *Bausteine zu einem neuen Goethe*. Frankfurt a.M.: Athenäum 1987. S. 107 – 117. S. 110 – 111. Wellbery spricht von der „Loslösung des Signifikanten aus einer vorgegebenen symbolischen Ordnung. Seinem Kontext entrissen, wird das Zeichen in seiner Buchstäblichkeit zu einer autonomen Macht, die auf die Menschen beinahe magisch wirkt.“ Wellbery: *Wahlverwandtschaften*. S. 293.

177 Gerhard Neumann: *Bild und Schrift. Zur Inszenierung von Fiktionalität in Goethes*

die Frage nach Zeichen und ihrer rätselhaften Macht verhandelt und letztlich in aporetischer Ununterscheidbarkeit endet.<sup>178</sup>

Bereits die Gleichnisrede, die mit den Wahlverwandtschaften einen durchaus mehrdeutigen Begriff zum Gegenstand hat, steht im Zeichen von Fragen der Interpretation und der Zuschreibung. „Die wissenschaftliche Ungenauigkeit der Chemiker kommt dem Dichter zugute, der aus der Chemie weniger einen klaren Begriff übernahm als ein schillerndes Wort. So ist 'Wahlverwandtschaft' schon dort, wo es im Roman definiert wird, vieldeutig.“<sup>179</sup> In dieser Vieldeutigkeit wird das Wort „Wahlverwandtschaft“ bereits in der Gleichnisrede diskutiert: „'Verzeihen Sie mir,' sagte Charlotte, 'wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnotwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht nur gar die Sache der Gelegenheit.'“ (WV 274)

In der Gleichnisrede angelegt ist eine massive Beschäftigung mit der multiplen Bedeutung von Wörtern, mit der Uneindeutigkeit der korrekten Interpretation von Zeichen. Ist Charlotte zunächst irritiert von dem Wort „Verwandtschaft“ in einem naturwissenschaftlichen Vortrag, so stößt sie sich in der Folge an dem Wort „Scheidungen“: „'Kommt das traurige Wort,' rief Charlotte, 'das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?'“ (WV 273). Die Doppeldeutigkeit verstört ob der Vielzahl möglicher Zuschreibungen, die eine einzige richtige Lesart nicht ermöglichen. „In den rhetorischen Verschiebungen und historischen Überlagerungen aber, die erst die 'Wahrheit' der Gleichnisrede erzeugen, entsteht eine Überdetermination der Bedeutungen, eine tödliche Schwierigkeit zu lesen. Und diese Schwierigkeit zu lesen entfaltet sich gleichermaßen in der Fülle der Fehllectüren wie in der Explosion der Zeichen und Bilder.“<sup>180</sup> Die Übertragung der Personenkonstellation auf die Gleichnisrede erweist sich in diesem Zusammenhang als erste in einer Reihe von Fehllectüren.<sup>181</sup>

---

„Wahlverwandtschaften“. In: Freiburger Universitätsblätter 28/103 (1989), S. 119 – 128. S. 127.

178 Vgl. Neumann: Bild und Schrift. S. 127.

179 Adler: Anziehungskraft. S. 105. Auch das Wissen der Alchimie nämlich geht in die Gleichnisrede ein. Vgl. Horn: Chemie. S. 171 – 173. Zu einer detaillierten alchimistischen Lektüre der Gleichnisrede, die den vier Protagonisten Elemente und Jahreszeiten zuordnet, vgl. Waltraud Wiethölter: Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften. In: Dvjs 56 (1982), S. 1 – 64. S. 42 – 48.

180 Horn: Chemie. S. 173.

181 Vgl. Horn: Chemie. S. 170.

Ein bezeichnendes Licht auf die Lektürestrategien, die im Text verhandelt werden, wirft der bereits erwähnte Tintenfleck. Von Eduard gedrängt, schreibt Charlotte eine Nachschrift zu dessen Einladungsbrief an den Hauptmann:

Sie schrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte. Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war, fügte er eine zweite Nachschrift hinzu: der Freund solle aus diesen Zeichen die Ungeduld sehen, womit er erwartet werde, und nach der Eile womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten. (WV 257)

Von Eduard im Sinne der empfindsamen Briefkultur als authentisches Körperzeichen, wie es Tränen sind, gelesen, wird diese Deutung sofort unterlaufen:<sup>182</sup> „Denn der Fleck auf dem Briefpapier und seine Lesart durch Eduard lassen sich als Szene eines eindeutige lesbaren Körperausdrucks der Wünsche nicht verorten.“<sup>183</sup> Inszeniert wird auf diese Weise die Interpretation eines unbestimmten Zeichens auf eine bestimmte Erwartungshaltung hin, wie sie den gesamten Text und vor allem Eduards Lektüre durchzieht. Eduards Denken nämlich drückt der Welt, die seiner Lektüre unterworfen ist, eine fixe Idee auf.<sup>184</sup>

Artikuliert wird dies bereits in der Gleichnisrede, wenn Eduard just jene Interpretationspraxis kritisiert, die ihm selbst so sehr zu eigen ist: „[...] der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst, er legt sich als Folie der ganzen Welt unter“ (WV 270), sagt er und verkennt, wie sehr er selbst zu dieser Art der Sinnstiftung neigt. „Der epistemologische Anthropomorphismus, den Eduard in der Wissenschaft geißelt, verkörpert er selbst als Person: einen Narzißmus der Lektüre, der der ganzen Welt nur den einen Sinn unterlegt – das eigene Begehren.“<sup>185</sup> In diesem Sinne kann Jang-Hyok An Eduard als „autoerotische[n] Sinn-fanatiker“<sup>186</sup> bezeichnen. Besonders deutlich zeigt sich dies anhand des exemplarischen Beispiel des Glases, das während der Grundsteinlegung „ein fröhlich Jubelnder [...] in die Luft [warf]; niemand sollte mehr daraus trinken, auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen; aber es ward

---

182 Vgl. Brandstetter: Schreibszenen. S. 202 – 203.

183 Brandstetter: Schreibszenen. S. 203.

184 Vgl. Adler: Anziehungskraft. S. 190.

185 Horn: Chemie. S. 173.

186 Jang-Hyok An: Goethes „Wahlverwandtschaften“ und das Andere der Vernunft. Die Mikro- und Makrokonstellation der Andersheit als atopische Gegeninstanz zum Identitätszwang. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. (Epistemata 515), S. 150.

aufgefangen.“ (WV 356) Dieses Glas dient Eduard als Zeichen dafür, „daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.“ (WV 356) Eduard setzt das Glas in Beziehung zu seiner Liebe zu Ottilie und deutet es nachträglich als Symbol der Verheißung, indem er die eingravierten Buchstaben einer neuen Interpretation unterzieht und das E und das O, die für seinen Taufnamen Otto und seinen selbstverliehenen Namen Eduard stehen, als Ottilie und Eduard interpretiert, einer zufälligen Parallele also Schicksalshaftigkeit unterstellt.<sup>187</sup>

Mit dieser Deutung Eduards konfrontiert, nimmt Mittler die Position des Aufklärers ein und spricht sich vehement gegen den Aberglauben aus, der „das alltägliche Leben bedeutend“ (WV 357) machen will. In der „Ungewißheit des Lebens“ (WV 357), die Eduard dazu bringt, etwas zu suchen, das „zwischen diesem Hoffen und Bangen dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art Leitstern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach steuern kann“ (WV 357) bietet, werden Zeichen heiß umkämpft von konkurrierenden Sinnstiftungsangeboten, das wird in diesem Gespräch zwischen Eduard und Mittler deutlich illustriert. Letztlich zerbricht das Glas und wird – zunächst unbemerkt – ausgetauscht: Deutlich tritt die Ambiguität und Arbitrarität von Zeichen hervor.<sup>188</sup>

Eine ähnliche „Divergenz zwischen der Zuschreibung des Symbolgehalts der Gegenstände durch die Romanfiguren und der eigentlichen Bedeutung der Symbole“<sup>189</sup> lässt sich auch im Zusammenhang mit den Platanen und Pappeln,<sup>190</sup> den Astern, dem Köfferchen<sup>191</sup> und dem See<sup>192</sup> feststellen, die alle im Zusammenhang mit der Liebe gedeutet werden, letztlich aber auch auf den Tod verweisen: „Es sind jeweils Zeichen für Liebe und Tod. In ihrem Bezug auf die Leidenschaft sind die Symbole aber nicht nur ambivalent, sondern werden auf eigenartige Weise kongruent: es sind Zeichen einer

---

187 Vgl. Gabriele Brandstetter: Poetik der Kontingenz. Zu Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 39 (1995), S. 130 – 145. S. 133.

188 Vgl. Brandstetter: *Kontingenz*. S. 135.

189 Herrmann: *Todesproblematik*. S. 80.

190 Wiethölter zeigt, dass die Platanen zugleich Symbol der Tugenden und Werte der Jungfrau Maria und der Verführung, Lebensbäume und Totenmale sind. Vgl. Wiethölter: *Legenden*. S. 24 – 25. Ebenso verhält es sich mit den Pappeln, die gleichermaßen für die schirmende Mutter Gottes stehen und antiker Totenbaum sind. Vgl. Wolf Kittler: *Goethes Wahlverwandtschaften. Sociale Verhältnisse symbolisch dargestellt*. In: Norbert W. Bolz (Hrsg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 230 – 259. S. 246. Außerdem vgl. W. Kittler: *Sociale Verhältnisse*. S. 258, Fußn. 53.

191 Vgl. Wellbery: *Wahlverwandtschaften*. S. 310 – 312.

192 Mit Liebe und Tod eng verbunden durchzieht der See als markanter Handlungsort den Roman. Vgl. Adler: *Magische Anziehungskraft*. S. 168.

tödlichen Leidenschaft.“<sup>193</sup>

So sehr die *Wahlverwandtschaften* mit Lektüren befasst sind und um Lektüren ringen, so sehr stellen sie doch im gleichen Moment die Fragwürdigkeit der Zuverlässigkeit von Zeichen aus, die „Notwendigkeit, richtig zu lesen, steht so Texten, Zeichen und Symboliken gegenüber, die sich als intransparent, doppelbödig oder schlechterdings nicht-zeichenhaft erweisen [...].“<sup>194</sup> In dieser Reflexion von Bedingungen und Scheitern von Lektüre spannt der Roman einen Rahmen auf, vor dem das Wissen vom Scheintod, das so immanent von einer semiotischen Krise geprägt ist, auf sein Funktionieren befragt werden kann.

### **3.2. Phase eins. Funktionierende Rettung.**

In den *Wahlverwandtschaften* wird ein Rettungswesen etabliert, das eng mit dem Hauptmann verbunden ist. So sorgt er einerseits dafür, dass Eduards Anwesen nach makrobiotischen Gesichtspunkten optimiert wird und rettet andererseits – auf der Basis seiner Verbesserungen – den Knaben, der am Richtfest ertrinkt. Zunächst also scheinen alle drohenden Gefahren abgewehrt werden zu können, da aufklärerische Handlungsmaximen befolgt und Zeichen einer eindeutigen, jede Ambivalenz ausschließenden Lesart unterworfen werden.

#### **3.2.1. Angewandte Makrobiotik. Das Rettungswesen des Hauptmanns.**

Mit der Ankunft des Hauptmanns und Otilies halten Modernisierungen Einzug in Eduards Anwesen, die beiden „markieren die Heraufkunft der neuen Epoche mit der Installation einer Macht, die als Management und Erziehung das Feld der komplexen Relationen zwischen Individuen und Sachen systematisch erschließt. Sind damit die Hausherren tatsächlich zu bloßen Repräsentanten geworden, so greift diese Kluft zwischen symbolischen Strukturen und Funktionen in den Kern der reformierten

---

193 Herrmann: Todesproblematik. S. 86. Zur „Wahlverwandtschaft von Sprache und Tod“ vgl. Jochen Hörisch: Das Sein der Zeichen und die Zeichen des Seins. Marginalien zu Derridas Ontosemiologie. In: Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls. Üs. v. Jochen Hörisch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979. S. 7 – 50. S. 16 – 28.

194 Horn: Chemie. S. 174.



Organisation ein.“<sup>195</sup> Die Gemeinsamkeiten von und die Verbindung zwischen Otilie und dem Hauptmann macht auch Friedrich Kittler zum Ausgangspunkt seiner Lektüre, wenn er meint: „Es geht also, im Roman und überhaupt, um eine pädagogische Produktion von Beamten und Müttern. Beamte und Mütter sind aber genau die zwei Berufe, die Deutschland um 1800 zu neuen Kultur- und Staatsträgern ernannte. [...] Der Roman setzt das Pädagogenwort in Szene. Auf dem farblosen Hintergrund des adligen Paares können die neuen Heldenfiguren erstrahlen: Der Hauptmann als Beamter und Otilie als Mutter.“<sup>196</sup>

Umfassende Tätigkeit begleitet die Ankunft des Hauptmanns,<sup>197</sup> denn das „Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu anderer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft“, (WV 244) wie Eduard es ausdrückt. So macht der Hauptmann sich nicht nur daran, Eduards Güter „mit der Magnetnadel“ (WV 260) aufzunehmen, zu kartographieren, visuell verfügbar und damit eindeutig zu machen<sup>198</sup> sowie dessen Papiere neu zu ordnen, indem er „eine Repositur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene“ (WV 267) schafft, also ein System entwickelt, das aufgrund seines hohen Organisationsgrades eine klare Struktur von Zeichen entwirft, die Widersprüche und Unordnung verhindern soll; er installiert zudem ein Polizeiwesen und sucht „Ordnung und Reinlichkeit“ (WV 285) im Dorf zu verankern, widmet sich also der Installation eines Systems, das das alte Herrenrecht Eduards anzweifelt und unterminiert.<sup>199</sup> Im kameralistischen Sinn spricht er über „Alles eigentlich gemeinsame Gute“ (WV 286) und will es einer „ländliche[n] Polizei“ (WV 286) zur Aufgabe machen, das Bettelwesen zu kontrollieren.<sup>200</sup>

Wellbery sieht in all diesen Aktivitäten die „Ablösung der Religion“:<sup>201</sup> Die symbolische

---

195 Vogl: Mittler und Lenker. S. 151.

196 Friedrich A. Kittler: Goethe II. Otilie Hauptmann. In: Friedrich A. Kittler: Dichter – Mutter – Kind. München: Fink 1991. S. 119 – 148. S. 122. Zur Pädagogik vgl. F.A. Kittler: Otilie Hauptmann. S. 123 – 125.

197 Vgl. F.A. Kittler: Otilie Hauptmann. S. 131 – 132. Kittler präsentiert zwei reale Vorbilder für den Hauptmann: Friedrich Eberhard von Rochow sowie Friedrich Karl Ferdinand Freiherr von Müffling. Vgl. F.A. Kittler: Otilie Hauptmann. S. 133 – 147.

198 Vgl. An: Vernunft. S. 57.

199 Vgl. Vogl: Mittler und Lenker. S. 149.

200 Vgl. Hoffmann: Revolutionen. S. 436 – 438. Auch Vogl sieht den Hauptmann als Vertreter kameralistischen Wissens, zeichnet er sich doch aus durch „Talente, Tätigkeiten und Formulierungen, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts den Definitionsbereich kameralistischer Lehr- und Handbücher markieren. Spätestens hier wird klar, daß nun der sogenannte 'häusliche Zirkel' den Ehrgeiz zu einer großen Welt im Kleinen gewonnen hat.“ Vogl: Mittler und Lenker. S. 148.

201 Wellbery: Wahlverwandtschaften. S. 298.

Codierung der Religion wird im Rationalisierungsprozess des Hauptmanns aufgelöst.<sup>202</sup> Da das Jenseits sich verflüchtigt hat, wird das Diesseits zur praktischen Aufgabe, der sich der Hauptmann mit aufklärerischem Elan widmet.<sup>203</sup> Der Hauptmann ist also zutiefst befasst mit jenen Konsequenzen der Säkularisierung, zu denen auch die Debatte um den Scheintod zählt.

Deutlich wird dies in jenen Bemühungen des Hauptmanns, die massiv auf die Makrobiotik rekurrieren, die Hufeland in seiner 1794 erstmals erschienenen *Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern*, dem „berühmtesten medizinische[n] Buch der Goethezeit“,<sup>204</sup> wie folgt definiert:

Das menschliche Leben ist, physisch betrachtet, eine eigentümliche animalisch-chemische Operation, eine Erscheinung, durch die Konkurrenz vereiniger Naturkräfte und immer wechselnder Materien bewirkt. – Diese Operation muß, so wie jede andre physische, ihre bestimmten Gesetze, Grenzen und Dauer haben, insofern sie von dem Maß der verliehenen Kräfte und Materie, ihrer Verwendung und manchen andern äußern und innern Umstände abhängt; – aber sie kann, so wie jede physische Operation, befördert oder gehindert, beschleunigt oder retardiert werden. – Durch Festsetzung richtiger Grundsätze über ihr Wesen und Bedürfnisse, und durch Erfahrung lassen sich die Bedingungen bestimmen, unter welchen dieser Prozeß beschleunigt oder verkürzt, oder retardiert und also verlängert werden kann; – es lassen sich hierauf Regeln der diätetischen und medizinischen Behandlung des Lebens, zur Verlängerung desselben, bauen, und es entsteht hieraus eine eigne Wissenschaft, die Makrobiotik, oder die Kunst das Leben zu verlängern [...].<sup>205</sup>

Mit ausgeprägtem Regulierungseifer also richtet sich der Blick auf die Möglichkeiten und Methoden, das menschliche Leben zu verlängern und den unvermeidlichen Tod hinauszuzögern – Hufeland zufolge ist es bei der richtigen Lebensführung möglich, ein Alter von 200 Jahren zu erreichen.<sup>206</sup> Funktionieren kann dies auf der Basis der Lebenskraft-Theorie, derzufolge jedem Lebewesen eine bestimmte Menge an

---

202 Vgl. Wellbery: Wahlverwandtschaften. S. 298. Wellbery belegt dies anhand der Kontrolle der Bettelei und der Kartographisierung. Vgl. Wellbery: Wahlverwandtschaften. S. 289 – 301.

203 Vgl. Peter von Matt: Versuch, den Himmel auf der Erde einzurichten. Der Absolutismus der Liebe in Goethes Wahlverwandtschaften. In: Heinrich Meier und Gerhard Neumann (Hrsg.): Über die Liebe. Ein Symposium. München und Zürich: Piper 2001. (Veröffentlichungen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung 8), S. 263 – 304. S. 263. Matt bescheinigt den Bemühungen des Hauptmanns jedoch keinen nachhaltigen Erfolg: „Auf dem Höhepunkt der aufgeklärten Staatsverbesserung in Deutschland erzählt der Roman die Aporien der aufgeklärten Weltverbesserung.“ Matt: Liebe. S. 268.

204 Pfeifer: Medizin. S. 96. Goethe kannte dieses Werk erwiesenermaßen, hielt Hufeland doch bereits 1792 einen Vortrag zu diesem Thema im Rahmen von Goethes „Freitagsgesellschaft“, zu deren ständiger Teilnahme er eingeladen war. Vgl. Pfeifer: Medizin. S. 85 – 86.

205 Hufeland: Makrobiotik. S. 11.

206 Vgl. Hufeland: Makrobiotik. S. 86.

Lebenskraft gegeben ist, deren Verbrauch entweder beschleunigt oder verlangsamt werden kann, je nach der Art und Weise der jeweiligen Lebensführung. Hufelands erklärtes Ziel ist es, mit seinem Buch eine systematische Ordnung, einen Leitfaden zu erstellen, der ganz der Aufgabe der Lebensverlängerung verschrieben ist.

Zu diesem Zweck folgt auf Hufelands theoretische Reflexionen ein praktischer Teil, der detailliert auflistet, worauf man zu achten und wie man zu leben hat, wenn man eine makrobiotische Lebensführung zum Ziel hat. Vielfältigen, von „zu raffinierte[r] Kochkunst“<sup>207</sup> über „übermäßige Anstrengung der Seelenkräfte“<sup>208</sup> und „Ausschweifungen in der Liebe“<sup>209</sup> bis zu „Furcht vor dem Tode“<sup>210</sup> reichenden, Verkürzungsmitteln des Lebens stellt Hufeland die Verlängerungsmittel des Lebens gegenüber, die im Wesentlichen darauf basieren, den „Mittelton in allen Stücken“<sup>211</sup> zu finden: „In einer gewissen Mittelmäßigkeit des Standes, des Klimas, der Gesundheit, des Temperaments, der Leibeskonstitution, der Geschäfte, der Geisteskraft, der Diät usw. liegt das größte Geheimnis, um alt zu werden.“<sup>212</sup> Kein Wunder, dass die Bemühungen des Hauptmanns und Charlottes letzten Endes wenig fruchten: Eduard und Ottilie leben alles andere als nach makrobiotischen Prinzipien.

Im Rahmen der Abhandlung über die Verlängerungsmittel des Lebens gibt Hufeland Ratschläge zur richtigen Verwendung ebendieser – neben Tipps zur richtigen Ernährung sind dies unter anderem auch Hinweise zur sorgfältigen Wahl eines Arztes. Dabei führt er aus:

Der beste Arzt ist der, der zugleich Freund ist. Gegen ihn ist es am leichtesten, vertraulich und offenherzig zu sein. Er kennt und beobachtet uns auch in gesunden Tagen, welches zur richtigen Behandlung in kranken ungemein viel beiträgt. Er nimmt endlich innigen Anteil an unserm Zustand, und wird mit ungleich höherer Tätigkeit und Aufopferung an Verbesserung desselben arbeiten, als der, der bloß kalter Arzt ist.<sup>213</sup>

Ganz in diesem Sinne empfiehlt der Hauptmann den Chirurgen. Zugleich geht in der Berufung dieses Spezialisten die neue Vormachtstellung der Ärzte in den Text ein:

---

207 Hufeland: Makrobiotik. S. 132

208 Hufeland: Makrobiotik. S. 122.

209 Hufeland: Makrobiotik. S. 121.

210 Hufeland: Makrobiotik. S. 139.

211 Hufeland: Makrobiotik. S. 81.

212 Hufeland: Makrobiotik. S. 81. Es wurde aber auch der Vorschlag gemacht, das Leben durch temporären, absichtlich herbeigeführten Scheintod, in dem sich die Lebenskraft regenerieren können sollte, zu verlängern – ein Vorschlag, den Hufeland vehement ablehnt. Vgl. Hufeland: Makrobiotik. S. 101 – 104.

213 Hufeland: Makrobiotik. S. 219.

„Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben,“ sagte eines Abends der Hauptmann; „nun geht uns aber das Notwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Übel öfters mehr Genüge getan hat als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer das, was auf dem Lande am meisten vermißt wird.“ (WV 268)

Vorgeschlagen wird hier ein Chirurg, der sich auch auf die Domäne der Ärzte – die Behandlung „heftiger innerer Übel“ – versteht, der also klar abgegrenzt ist gegen den üblen Leumund, den Chirurgen noch im 18. Jahrhundert genossen.<sup>214</sup> Deutlich gehen Modernisierungstendenzen in den Text ein – und das an einer intrikaten Stelle, zu Beginn des 4. Kapitels nämlich. Das titelgebende Wissen um die Wahlverwandtschaften wird somit, wie erwähnt, hergeleitet aus den Bestrebungen des Hauptmanns,<sup>215</sup> denn mit seinen Reorganisationsmaßnahmen wird nun nicht mehr Dichtung rezipiert, sondern Bücher über Gegenstände „welche den Wohlstand, die Vorteile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren“ (WV 267), also „Gebrauchstexte und Traktate naturwissenschaftlich-ökonomisch-kameralistischer Natur.“<sup>216</sup>

Vor allem Charlotte wird durch die Bestrebungen des Hauptmanns beeinflusst:

Charlotte, ohnehin gewohnt die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Tätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte sowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr tätiges und hilfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Übung zu bringen. (WV 267)

Auch Hufeland rät zur Anschaffung einer Haus- und Reiseapotheke<sup>217</sup> – Ratschläge, die der Hauptmann und Charlotte (aber auch Luciane) konsequent befolgen – und unter den „faßlichen Büchern“, die Charlotte lehren richtig zu helfen, ist vielleicht auch Hufelands Scheintoten-Wörterbuch, das viele Einträge zur korrekten Rettung Scheintoter aufweist. Bücher, die mit dieser Thematik befasst sind, gab es um 1800 jedenfalls viele. So wurde

---

214 Erst im 18. Jahrhundert nämlich erlebte die zuvor übel beleumdete Chirurgie „ihre vollständige soziale Befreiung [...]“. Patak: Scheintod. S. 10. Ähnlich betont Pfeifer: „Die Chirurgen waren [...] eine Art Heilgehilfen oder allenfalls Ärzte zweiter Klasse. Allerdings hatte sich dieses Verhältnis zu Zeiten Hufelands schon allmählich verändert.“ Pfeifer: Medizin. S. 52. Zu den Berufsgruppen, die um 1800 die Heilkunst ausübten, zu ihrer jeweiligen Ausbildung und zum Unterschied von Arzt und Chirurg vgl. Pfeifer: Medizin. S. 5 – 8.

215 Vgl. Vogl: Mittler und Lenker. S. 145 – 146.

216 Vogl: Mittler und Lenker. S. 146.

217 Vgl. Hufeland: Makrobiotik. S. 221 – 226.

beispielsweise 1769 von der *Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zu Hamburg* eine *Anleitung und Anzeige der bewährtesten Mittel, dadurch Menschen, welche im Wasser, oder sonst ersticket, und todt zu seyn scheynen, ingleiche diejenigen, welche von strenger Kälte erstarret sind, gerettet und beym Leben erhalten werden können* herausgegeben.<sup>218</sup>

In der, der Auseinandersetzung mit den Verlängerungsmitteln des Lebens vorangestellten, Abhandlung über lebensverkürzende Mittel in seiner *Makrobiotik* unterscheidet Hufeland zwei Arten derselben:

Einige wirken langsam, sukzessive, oft sehr unvermerkt. Andre hingegen gewaltsam und schnell, und man könnte sie eher *Unterbrechungsmittel des Lebens* nennen. Dahin gehören gewisse Krankheiten und die eigentlich so genannten gewaltsamen Todesarten. Gewöhnlich fürchtet man die letzern weit mehr, weil sie mehr in die Augen fallend und schreckhafter wirken; aber ich versichere, daß sie im Grunde weit weniger gefährlich sind als jene schleichenden Feinde, denn sie sind so offenbar, daß man sich weit eher vor ihnen in acht nehmen kann als vor letzern, welche ihr destruirendes Geschäft im verborgenen treiben und uns alle Tage etwas von unserm Leben stehlen, wovon wir gar nichts merken, aber wovon die Summe sich am Ende schrecklich hoch belaufen kann.<sup>219</sup>

Beiden Arten der „Unterbrechungsmittel des Lebens“ sagen Charlotte und der Hauptmann den Kampf an. So wird einerseits den Bestrebungen der Rettungsgesellschaften Tribut gezollt, Notfälle werden „zu bloßen Unfällen und diese wiederum zu kalkulierbaren Risiken [...]“<sup>220</sup> Wie bei den Rettungsgesellschaften liegt auch in den *Wahlverwandtschaften* der Fokus auf der Rettung von Ertrunkenen:

Da man auch die gewöhnlichen und dessen ungeachtet nur zu oft überraschenden Notfälle durchdachte, so wurde alles, was zur Errettung der Ertrunkenen nötig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. (WV 268)<sup>221</sup>

In einem weiteren Schritt widmet sich gerade Charlotte makrobiotischen Bestrebungen,

---

218 Vgl. Patak: Scheintod. S. 7. Zu weiteren Publikationen von Anleitungen zur Lebensrettung vgl. Patak: Scheintod. S. 11 – 17.

219 Hufeland: Makrobiotik. S. 118 – 119.

220 Vgl: Kalkül und Leidenschaft. S. 296.

221 Es ist ein bezeichnender Hinweis darauf, dass die Forschungsliteratur die Verweise auf Lebensrettungsmaßnahmen verkennt, wenn Herrmann sich wundert „Ist es eine Unaufmerksamkeit, eine in der Zeit übliche Ausdrucksweise oder ein Hinweis auf die Vergeblichkeit der Vorsorge, daß der Erzähler von dem Paradoxon einer Rettung der 'Ertrunkenen' redet?“ Hermann: Todesproblematik. S. 62. Auch Matt weist im Zusammenhang mit der „Rettung der Ertrunkenen“ hin auf „die Merkwürdigkeit der paradoxen Formulierung“. Matt: Liebe. S. 284. Beide verkennen also das historische Substrat, auf dem der Text aufbaut. Vielleicht sind aber gerade diese Deutungen ein Beleg für die Ambivalenz, mit der der Text arbeitet und die der Eindeutigkeit der Fallgeschichten komplett zuwider läuft.

indem sie, ganz in Hufelands Sinne danach trachtet, alle Gifte, die dieser „unter die allgemeinsten und gefährlichsten Feinde des Lebens“<sup>222</sup> rechnet, aus ihrem Umfeld zu entfernen.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Tätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an mit dessen Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge bereitet. (WV 268)

In Hufelands Aufzählung fehlen auch die beiden Gifte nicht, die Charlotte aus ihrem Umfeld zu vertreiben trachtet. Eindringlich schildert er die realen Gefahren von Blei:

Ein nicht weniger furchtbares Gift [als Arsen] ist das *Blei*. Es ist insofern vielleicht noch furchtbarer als Arsenik, weil es langsamer und schleicher wirkt, sich nicht sogleich durch heftige Wirkungen zu erkennen gibt, und weil man dadurch schon völlig vergiftet sein kann, ehe man es noch weiß, das man vergiftet ist. Hier also sind gewisse Vergiftungsarten möglich, die ein großer Teil des Publikums gar nicht bemerkt, und auf die ich hier aufmerksam machen muß.<sup>223</sup>

Zuziehen kann man sich eine solche Bleivergiftung beispielsweise

[...] wenn man täglich etwas Blei mit Speisen und Getränken zu sich nimmt, so können zuletzt, oft nach Jahren, die fürchterlichen Zufälle einer unheilbaren Bleivergiftung ausbrechen. Dies geschieht, wenn man Speisen in zinnernen, viel Blei enthaltenden Geschirren, oder auch in solchen, die sehr schlecht glasiert sind, kochen läßt, oder wenn man mit Blei verfälschten Wein trinkt.<sup>224</sup>

Ähnlich gefährlich sind „ferner die *Quecksilber-, Spießglas- und Kupferzubereitungen*, welche alle als schädliche Gifte zu betrachten sind, und wobei besonders vor dem Kochen in kupfernen Geschirren zu warnen ist.“<sup>225</sup> Es ist dies eine Warnung, die Charlotte befolgt, wenn sie Blei- und Kupfergeschirr aus ihrer Umgebung entfernt.

Aus dieser Perspektive betrachtet erhalten die von der Forschungsliteratur oft als neurotischer Kampf gegen den Tod bezeichneten Bemühungen Charlottes ein differenzierteres Bild,<sup>226</sup> sind diese doch einem aktuellen medizinischen Wissen

---

222 Hufeland: Makrobiotik. S. 146.

223 Hufeland: Makrobiotik. S. 148.

224 Hufeland: Makrobiotik. S. 148.

225 Hufeland: Makrobiotik. S. 148,

226 Herrmann spricht von einem „fast manische[n] Bedürfnis nach Sicherheit und Absicherung der bestehenden oder im Entstehen begriffenen Verhältnisse“ und sieht sie als „Abwehrreaktion gegen das drohende innere Unheil, das aus der Langeweile und Leere des abgelebten Daseins in die nicht weniger gefährliche tödliche Leidenschaft führen wird.“ Herrmann: Todesproblematik. S. 62. Matt ortet einen „Eifer, der das Groteske streift“. Matt: Liebe. S. 283. Hörisch wiederum spricht von Charlottes „sanfte[r] und doch psychotisch dimensionierte[r] 'Sorge'“. Hörisch: Begierde zu retten. S.

geschuldet, das den vollen Fokus auf das Leben richtet und das den Wunsch, das Leben zu verlängern verbindet mit der Verdrängung des Todes aus dem Lebensalltag.<sup>227</sup>

Geradezu karikiert werden die Bestrebungen des Hauptmanns durch Luciane, die bewaffnet mit einer Reiseapotheke Unheil stiftet.<sup>228</sup> Wiewohl ihr Verhalten in denselben Prinzipien gründet wie das des Hauptmanns und Charlottes, so führt es doch nicht zum Erfolg – und das gerade deswegen, weil Luciane allzu exzessiv darauf beharrt, Menschen zu retten. Wo immer Luciane nämlich erscheint, erkundigt sie sich sofort nach den Kranken und Schwachen.

Sie besuchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem jeden aus ihrer Reiseapotheke, die sie beständig mit sich führte, energische Mittel auf; da denn eine solche Kur, wie sich vermuten läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohltätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. (WV 399)

Luciane kann den Arzt machen, Arzt sein kann sie aber nicht: Über das hochgradig spezialisierte Wissen, das zur Lebensrettung nötig ist, verfügt sie nicht (genausowenig übrigens wie Charlotte, die auch den Hauptmann und den Chirurgen benötigt, um hilfreich sein zu können). Dennoch ist sie überzeugt davon, das Richtige zu tun – es ist dieselbe Überzeugung, die auch den Hauptmann antreibt. In dieser Überzeugung schließlich provoziert Luciane den psychotischen Anfall des Mädchens, dem sie helfen will, und verschuldet dessen Wahnsinn – obwohl die Kranke, wie Otilie meint, „bei einer konsequenten Behandlung [...] gewiß herzustellen gewesen wäre.“ (WV 401). Lucianes Behandlung aber war vielleicht doch zu konsequent.

Eine ähnliche todbringende Konsequenz lebensrettender Maßnahmen zeigt sich in Mittlers fataler Rede vor Otilies Tod.<sup>229</sup> Bevor er nämlich auf den Ehebruch zu sprechen

---

82. Ähnlich bezeichnet auch Kittler den Hauptmann als Zwangsneurotiker, der „zwanhaft auf Maßnahmen zur Rettung der Ertrunkenen fixiert“ ist. W. Kittler: *Sociale Verhältnisse*. S. 254.

227 Vgl. Kay Blumenthal-Barby und Susanne Hahn: *Tod, Scheintod und Wiederbelebung. Eine medizinhistorische Betrachtung*. In: Susanne Hahn (Hrsg.): „Und der Tod wird nicht mehr sein...“. *Medizin- und kulturhistorische, ethische, juristische und psychologische Aspekte der Wiederbelebung*. Darmstadt: Steinkopff 1997. S. 33 – 46. S. 37.

228 Luciane also erweist sich somit nicht allein als Kontrastfigur zu Otilie, wiewohl sie dies primär ist, auch in Bezug auf die Krankenheilung, die bei Otilie zum Wunder wird und bei Luciane schlicht zum Desaster. Vgl. Horn: *Trauer*. S. 157 – 158. Zu Luciane als Gegenbild zu Otilie vgl. W. Kittler: *Sociale Verhältnisse*. S. 243 – 244. Dass die sonst immer Otilie gegenübergestellte Luciane hier den Hauptmann kontrastiert, wundert wenig, schließlich stehen Otilie und der Hauptmann gemeinsam für jene moderne Welt, die die alte Welt, der Luciane so verhaftet ist, ablöst.

229 Mittler, der bei allen Todesfällen des Romans eine Rolle spielt, erinnert an Hermes, den Schutzgott der Hermeneuten, als Bote und Friedensbringer und als Begleiter der Seelen ins Jenseits. Vgl. Schlaffer: *Namen*. S. 219.

kommt (und bevor Otilie den Raum betritt), ruft Mittler genau dieses Wissen auf. Indem er die Formulierung des fünften Gebots verwirft, fordert er einen Wortlaut, der der Makrobiotik und den Rettungsmaßnahmen verpflichtet ist:

Wenn es hieße: 'Sorge für des andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke daß du dich selbst beschädigst': das sind Gebote, wie sie unter gebildeten, vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem 'Was ist das?' nachschleppt. (WV 482)

Anhand von Lucianes allzu exzessiven Rettungsbemühungen und Mittlers todbringendem Insistieren auf makrobiotischen Prinzipien geraten diese in ein hochgradig ambivalentes, wenn nicht gar ironisches Zwielficht: Die Lebensrettungsmaßnahmen, wie sie der Hauptmann installiert und zunächst erfolgreich ausführt, werden auf diese Weise auf ihre negativen Konsequenzen hin befragt. Der zu exzessive Fokus auf das Leben schlägt ins Gegenteil um und bringt Tod bzw. Wahnsinn. Wo zu sehr nach Prinzipien der Aufklärung gehandelt und über sie gesprochen wird, erweist sich auch die Makrobiotik als potentiell fatal.

### **3.2.2. Scheintod explizit. Die Rettung des Knaben.**

Ein einziges Mal wird in den *Wahlverwandtschaften* der Scheintod explizit erwähnt: Es ist dies in Zusammenhang mit der Rettung des während des Richtfests ertrunkenen Knaben. „Auch ohne uns werden die Scheintoten erwachen und die Lebendigen sich abtrocknen“, (WV 338) sagt hier Eduard, der sich den allgemeinen Rettungsbemühungen nicht anschließen will, weil er scheinbar vollstes Vertrauen in den Chirurgen und dessen Fähigkeiten hat – „Der Chirurgus wird schon seine Pflicht tun [...]. Er ist mit allem versehen, und unser Zudringen wäre nur eine hinderliche Teilnahme“, (WV 338) meint er –, tatsächlich jedoch weil er nur Otilie im Sinn hat.

Von Eduards Verhalten abgesehen, wird an dieser Stelle die mustergültige Rettung eines Ertrunkenen inszeniert. Bereits von vorn herein steht das Fest im Zeichen der strengen Organisation des Hauptmanns: „Der Hauptmann hatte unterdessen, je näher der Tag heranrückte, seine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für so nötig hielt, wenn eine Masse Menschen zusammenberufen oder- gelockt wird.“ (WV 334)

Dass der einzig dezidiert als scheinot Bezeichnete in den *Wahlverwandtschaften* ein



Knabe ist, läuft zwar der Markierung des Scheintods als primär weiblich zuwider, doch ist er durch sein Alter und vor allem durch die Art des Unfalls, der zu seinem Scheintod führt, nichts desto trotz ein 'typischer' Fall: Gerade Ertrunkene sind es, die im Fokus der Wiederbelebungsmaßnahmen der Lebensrettungsgesellschaften stehen und die für den Scheintod überaus anfällig sind, weswegen Hufelands Scheintod-Enzyklopädie einen ausführlichen Eintrag über *Ertrunkene, wie sie vom Scheintod zu retten sind* verzeichnet. Dort heißt es:

Ein Ertrunkener mag noch so sehr ein Ebenbild des Todes seyn; so ist es dennoch grausam, keinen Versuch zur Wiederherstellung seines Lebens zu machen. Man hat schon Ertrunkene, die ein vollkommenes Bild des Todes waren, wiederbelebt, wie die Rettungs-Anstalten zu Amsterdam, Paris, London, Hamburg, das zur Genüge beweisen. Freylich je früher ein Ertrunkener Hülfe erlangt, destomehr Hoffnung darf man zu seiner Wiederherstellung hegen; doch hat man auch Beyspiele, daß Ertrunkene, die mehrere Stunden unter dem Wasser gelegen haben, dennoch wieder ins Leben zurückgebracht worden sind. Ja, in einzelnen Fällen ist man sogar so glücklich gewesen, Ertrunkene, die einen und mehrere Tage im Wasser zubrachten, wieder zu beleben.<sup>230</sup>

Wie in den Fallgeschichten, so sind es auch in den *Wahlverwandtschaften* zunächst akustische Zeichen, die das Hereinbrechen des Scheintods ankündigen: „Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprochen das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damme losgetrennt, man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen.“ (WV 336)

Die Reaktion erfolgt prompt – doch sind es überwiegend Schaulustige, die heranströmen, nur wenige sind hilfsbereit und erinnern an die „wenigen Beherzten“, wie sie immer wieder in den Fallgeschichten inszeniert werden:

Jedermann sprang auf und hinzu, mehr um zu schauen als zu tun: denn was war da zu tun, wo niemand hinreichen konnte. Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann herbei, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. (WV 337)

Alle können gerettet werden, bis auf einen Knaben, der sich mehr und mehr vom Ufer entfernt und zu ertrinken droht. Der Kahn, der ihn retten könnte – jener Kahn, der Otto den Tod bringen wird –, ist am anderen Ufer beladen mit Eduards Feuerwerk, also schreitet der Hauptmann mit ganzem Körpereinsatz zur Rettung des Knaben:

Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige, kräftige Gestalt flöbte

---

230 Hufeland: Scheintod. S. 56 – 57.

jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Überraschung drang aus der Menge hervor, als er sich ins Wasser stürzte, jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für tot, an den Damm brachte. (WV 337)

Eine mustergültige Rettung wird hier inszeniert: Ohne zu zögern eilt der Hauptmann dem Knaben zu Hilfe, ganz so, wie Hufeland es fordert:

Darum [weil manche Ertrunkene noch nach Tagen wiederbelebt werden konnten] darf jedoch niemals die erste Regel außer Acht gelaßen werden, daß, wenn ein Mensch ins Wasser gefallen ist, man ihn in höchster Eile wieder aus dem Wasser herauszubringen suchen muß, und zwar mit aller Vorsicht, damit besonders Kopf, Hals, und Brust nicht durch irgend einen Fall, Stoß oder Druck, Schaden nehme.<sup>231</sup>

Und wie Hufeland es fordert, sieht der Hauptmann seine Bemühungen um die Rettung des Knaben nicht als gescheitert an, als er ihn „für tot“<sup>232</sup> an Land schleppt, viel eher erkennt er, dass der Knabe nur scheinbar tot ist und eines Spezialisten bedarf, der auch sofort herbeieilt: „Der Chirurgus kommt und übernimmt den totgeglaubten Knaben“ (WV 337).

Der Chirurg lässt sich von den scheinbaren Zeichen des Todes nicht täuschen – und auch Charlotte zeigt, dass sie das Wissen um den Scheintod und um nötige Rettungsmaßnahmen verinnerlicht hat, wie Hufeland sie minutiös schildert:<sup>233</sup> „Charlotte sieht ihn [den Hauptmann] nach Hause gehen, sie denkt, daß Wein und Tee und was sonst nötig wäre, verschlossen ist, daß in solchen Fällen die Menschen gewöhnlich verkehrt handeln;“ (WV 337). Charlottes Befürchtungen erweisen sich als grundlos: Der Chirurg behandelt den Knaben auf die richtige Weise, weckt so seine schlafende Lebenskraft und bewirkt die „Wiederkehr des Lebens“<sup>234</sup>: „Zu Hause war indes alles erwünscht gelungen. Die Tätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nötigen, der Beistand Charlottens, alles wirkte zusammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt.“ (WV 339)

Der Scheintod des Knaben ist mehr als eine bloße Vorausdeutung auf die kommenden tödlichen Ereignisse.<sup>235</sup> Gerade dadurch, dass er so offensichtlich auf die anderen beiden

---

231 Hufeland: Scheintod. S. 57.

232 Beim Tod des Priesters während der Taufe Ottos wird dieselbe Formulierung gebraucht „wie bei dem vermeintlichen Tod des beim Dambruch verunglückten Knaben: beide werden 'für tot' gehalten. Der alte Priester ist es aber wirklich. Ausgesprochen wird diese Tatsache aber nicht.“ Herrmann: Todesproblematik. S. 243.

233 Vgl. Hufeland: Scheintod. S. 203 – 224.

234 Hufeland: Scheintod. S. 65.

235 Als solche deutet ihn Herrmann. Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 241.

Ertrunkenen, das Mädchen in der Novelle von den *Wunderlichen Nachbarskindern* und den Knaben Otto, verweist, rückt er diese in die Nähe des Scheintodes und lässt sie in anderem Licht erscheinen. Zudem wird an dieser Stelle die umfassende Durchdringung des Guts durch das aufgeklärt-kameralistische Wissen des Hauptmanns noch einmal aufgerufen, wodurch der Kampf gegen den Scheintod ganz im Rationalen verortet und den Bemühungen des Hauptmanns recht gegeben wird. Der Hauptmann also ist es, der das theoretische Wissen um den Scheintod auf Eduards Gut verankert, der die medizinpolizeilichen Maßnahmen installiert und der im Ernstfall sein Wissen in die Tat umsetzt. Es ist der Hauptmann, der im ersten Teil mit dem Scheintod verbunden ist – während es im zweiten Teil Otilie ist. Auf der Basis dieser Verortung macht sich der Text in der Folge daran, das Wissen vom Scheintod auf sein Funktionieren und seine Sinnstiftungskompetenz hin zu befragen.

### **3.3. Phase zwei. Zunehmende Ambivalenz.**

Konnten bisher Leben gerettet und der Scheintod abgewendet werden, so ist nun der Wendepunkt erreicht. Der Roman stellt die der Ungewissheit der Zeichen des Todes inhärente Krise der Lesbarkeit aus, indem er die Novelle von den *Wunderlichen Nachbarskindern* zu lesen gibt, die zur genauen Interpretation aufruft und unter dem Deckmantel des Scheintodes den Tod verbirgt. Auch der Tod Ottos gerät zum mehrdeutigen Ereignis, in dem Scheintod und Scheinleben ineinander übergehen und letztlich die Inkompetenz der Nicht-Expertin Otilie den Tod nicht mehr verhindern kann.

#### **3.3.1. Scheintote oder Gespenst. *Die wunderlichen Nachbarskinder*.**

Wie die Szene am Richtfest, so inszeniert auch die eingeschobene Novelle *Die wunderlichen Nachbarskinder* eine gelungene Rettung – zumindest auf den ersten Blick. Dass sich jedoch die Novelle als die Vorgeschichte des Hauptmanns herausstellt,<sup>236</sup> muss

---

236 Stephan zufolge ist eine eindeutige Aufklärung dessen, ob der Hauptmann in der Novelle den Nachbar oder den letztlich verschmähten Bräutigam darstellt, unmöglich. Vgl. Inge Stephan: „Schatten, die einander gegenüberstehen“. Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Inge Stephan: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2004. S. 253 – 275. S. 258. Dieser

verstören: Wo ist das Nachbarsmädchen in der Handlung der *Wahlverwandtschaften*? Diese Frage stellt sich – und Friedrich Kittler hat diese Frage eindeutig beantwortet: Sie ist tot, ihre Rettung ist nicht gelungen.<sup>237</sup> Was in der Novelle präsentiert wird, ist die verfremdete Geschichte eines Todes, eine Geschichte, die aus einem Todesfall einen Fall von Scheintod macht. So erklärt sich die Reaktion Charlottes auf die Erzählung des Begleiters des englischen Lords: Da ihr die Geschichte bekannt ist und da sie weiß, dass es sich dabei um eine Variation der Vergangenheit des Hauptmanns handelt, verlässt sie bewegt den Raum.

Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt alles und nichts, wie es war. (WV 442)

Bereits als der Hauptmann die Rettungsmaßnahmen für Ertrunkene installiert, findet sich der erste Hinweis darauf, dass er nicht nur bei einem Unglück, bei dem jemand ertrank, zugegen war, sondern dass er persönlich davon betroffen war: „Diese Rubrik [die Maßnahmen zur Rettung Ertrunkener] besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht.“ (WV 268) Schweigend scheint der Hauptmann „einer traurigen Erinnerung auszuweichen“ (WV 268), daraus lässt sich schließen, dass der Hauptmann einst gescheitert ist: Die Rettung der Geliebten ist nicht geglückt, vielleicht hat er erst auch gar keinen Versuch zur Rettung unternommen. Wenn er also sorgsam Maßnahmen zur Rettung Ertrunkener installiert, wenn er den Knaben beim Richtfest rettet, so sind dies immer wieder neue Szenen eines Wiederholungszwangs, in denen er versucht, dieses schuldhaftes Versagen wieder gutzumachen.<sup>238</sup>

Auch die Szene der Kahnfahrt mit Charlotte ist auf die die Ereignisse mit der Nachbarin aus der Novelle bezogen. Aus dieser Überlagerung erklärt sich die stark jenseitige Konnotation der Szene.

Als Eduard ans Ufer springend den Kahn vom Lande stieß, Gattin und

---

Deutung kann an dieser Stelle jedoch nicht zugestimmt werden, der Text ordnet den Hauptmann eindeutig dem Lebensretter der Novelle zu. Vgl. F. Kittler: *Otilie Hauptmann*. S. 129.

237 Vgl. F. Kittler: *Otilie Hauptmann*. S. 128 – 130.

238 Vgl. Horn: *Trauer*. S. 138 – 139.

Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete, sah nunmehr Charlotte den Mann, um den sie im stillen schon so viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebige Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, selten gefühlte Traurigkeit. Das Kreisen des Kahns, das Plätschern der Ruder, der über den Wasserspiegel hinschauernde Windhauch, das Säuseln der Röhre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Widerblinken der ersten Sterne: alles hatte etwas Geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und sie konnte nicht weinen. (WV 324 – 325)

Charlotte, der der heilende Tränenstrom der Nachbarin versagt ist, erscheint der Hauptmann in diesem Moment als Charon, der sie in die Unterwelt fährt.<sup>239</sup> Die Rettung der Nachbarin wird in dieser Szene seltsam gespiegelt und doch abgeschwächt, wenn der Hauptmann später, nach seinem missglückten Landungsmanöver „die liebe Bürde“ (WV 325) an Land trägt.<sup>240</sup> Dieses „Übers-Wasser-Tragen Charlottes [...] erfüllt genau sein erotisches Begehren, eine Frau aus dem (wenn auch nur knietiefen) Wasser zu retten. Den Tod Ottos aber, der den endgültigen Wendepunkt des Romangeschehens zur Katastrophe hin markiert, vermag er nicht zu verhindern. Seine tätige Umsetzung des Verlustes erfüllt am Ende weder sein Begehren nach einer Verbindung mit Charlotte noch ihren Zweck, den Tod fernzuhalten.“<sup>241</sup> Die zunächst so vielversprechenden und so erfolgreich installierten Rettungsmaßnahmen des Hauptmanns also fruchten wenig im Kampf gegen den Tod – und auch nicht im Ringen um die noch vorhandene Lebenskraft im Bezug auf Otilies Nicht-Verwesen, wird doch hier die Deutungshoheit des Wissens vom Scheintod abgelöst durch religiöse Sinnstiftungsmodelle.

In der Novelle selbst wird ein typischer Fall von Scheintod erzählt, der in seinen letzten Momenten seltsam gebrochen wird und so auf das Auseinanderklaffen von Erzählung und 'tatsächlicher' Begebenheit verweist. Zunächst wird das Nachbarsmädchen als Figur dargestellt, die dem Scheintod besonders anfällig ist – einerseits als Frau, andererseits durch ihren Charakter und vor allem durch die Art ihres Todes. Geschildert wird sie nämlich immer wieder als besonders emotional, und leidenschaftliche Menschen, so das Scheintoten-Wörterbuch, sind für den Scheintod besonders anfällig: „Zorn, Aergerniß, Verdruß, Schrecken, Freude, Furcht und Angst sind Leidenschaften, die oft die Lebenskraft, wo nicht gänzlich ersticken, doch so betäuben daß man kein Zeichen von

---

239 Vgl. W. Kittler: *Soziale Verhältnisse*. S. 240.

240 Vgl. Stephan: *Familiale Genealogie*. S. 270.

241 Horn: *Trauer*. S. 139.

ihr wahrnehmen kann.“<sup>242</sup> Das Mädchen wird beschrieben als „trotzig mutige“ (WV 435) Person, die einem „seltsame[n] Wahnsinn“ (WV 438) verfällt, weiters als – ebenso wie im übrigen der Nachbarsjunge, also der Hauptmann in spe – angetrieben von „seltsamen Leidenschaften“ (WV 435), die einen starken Kontrast bilden zum „ruhige[n] Gang“ (WV 436) ihrer Verlobung: Mit der Wiederkehr des Nachbarn braust ihre Leidenschaft wieder auf – es ist kein Wunder, dass sie in einem brausenden Fluss den Tod finden wird.

Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerstrebens, eine heftige, gleichsam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. [...] Sie verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf, in den sie gefallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können; sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will. (WV 437)

Die Metaphorik des Schlafs zitiert hier die Vorstellung vom Tod als Bruder des Schlafs.<sup>243</sup> Tatsächlich ist das Nachbarsmädchen stark mit einer Metaphorik des Todes umgeben und wird auf diese Weise als dem Tod verfallen markiert – die Markierung als typisch Scheintote wird so unterlaufen und ambivalent, die massive semiotische Krise, die nicht weiß, wie Zeichen zu lesen sind, schlägt sich hier bereits nieder. Auch bei Otilie werden sich die Ästhetisierung des Todes als Bruder des Schlafs und der Scheintod überlagern.<sup>244</sup>

Auf der Wasserlustfahrt „auf dem großen Strome“ (WV 439), wo der „junge Wirt, der niemals untätig bleiben konnte“ (WV 439) das Steuer übernimmt und in „gefährliches Fahrwasser“ (WV 439) fährt, erscheint „seine schöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren“ (WV 439). Der Logik des Textes folgend, kann man annehmen, dass es sich bei diesem Kranz um Astern handelt, die auch Otilie in den (Schein-)Tod begleiten werden.<sup>245</sup> Der Auftritt der Nachbarin gemahnt überhaupt an Otilies Inszenierung ihres Todes.

Den Tod durch Ertrinken suchend, springt die Nachbarin vom Schiff ins Wasser. Die Reaktion darauf erfolgt jedoch rasch und prompt – schneller als bei dem Knaben und

---

242 Hufeland: Scheintod. S. 157.

243 Zur Vorstellung vom Tod als Bruder des Schlafs bzw. Genius mit gesenkter Fackel vgl. Horn: Trauer. S. 77 – 84.

244 Vgl. Kapitel 3.4.1.

245 Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 92.

ohne lästige Schaulustige, die nicht an Rettung denken:

Einige Stimmen riefen: „Rettet! rettet! sie ertrinkt.“ Er [der Nachbar] war in der entsetzlichen Verlegenheit. Über dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben, aber es ist keine Zeit die Herrschaft zu wechseln: das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich ins Wasser, und schwamm der schönen Feindin nach. (WV 439)

Ein schneller Entschluss sich ins Wasser zu stürzen: Die Szene der Rettung erinnert stark an die Rettung des Knaben. Wie der Hauptmann bei der Rettung des Knaben wird auch hier der Nachbar als kompetent und reaktionsschnell geschildert. Es heißt nämlich weiter:

Das Wasser ist ein freundliches Element für den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Werder weit hinter sich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. (WV 440)

Wie der Knabe ist auch die Nachbarin nach der Rettung scheinbar tot: Der Retter bringt „seine schöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren.“ (WV 440) Dass kein Lebenshauch zu spüren ist, bedeutet nicht, dass keiner da ist, im Gegenteil, die Formulierung zeigt auf, dass die menschlichen Sinne lediglich zu schwach sind ihn zu erkennen – wiewohl das Wort „Scheintod“ an dieser Stelle nicht fällt, so ist die Nachbarin innerhalb der Novelle doch deutlich als scheinbar tot markiert. Dementsprechend sehen auch die Rettungsmaßnahmen aus, die im Haus des jungen Ehepaars erfolgen: „Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein liches Feuer brannte, wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet, Pelze, Felle und was Erwärmendes vorrätig war, schnell herbeigetragen.“ (WV 440)

Der Nachbar hat eindeutig seinen Hufeland gelesen. Hufeland rät nämlich, Ertrunkene „sogleich zu entkleiden“<sup>246</sup> und fordert, man „trockne den Körper mit trockenen warmen Tüchern ab und lege ihn auf Pferddecken, Betttücher, Betten oder nur auf trockenes Stroh, oder in ein Bett, dessen Kopfende etwas höher ist“<sup>247</sup>; außerdem betont er, bei „allen Hilfsleistungen muß man den Körper so sorgfältig zudecken; denn die gelinde Erwärmung ist eins der vorzüglichsten Heilmittel.“<sup>248</sup>

Angesprochen und im gleichen Moment zugunsten der Rettungsmaßnahmen suspendiert

---

246 Hufeland: Scheintod. S. 57.

247 Hufeland: Scheintod. S. 58 – 59.

248 Hufeland: Scheintod. S. 59.

wird an dieser Stelle die erotische Attraktion, die von der scheinbaren Frau ausgeht.<sup>249</sup> „Hier überwand die Begierde zu retten jede andere Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen, halbstarren, nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang.“ (WV 440) Auch die Fallgeschichten von scheinbaren Frauen und die Aufrufe zu deren Rettung stehen in diesem irritierenden Zwielficht von nekrophilem und medizinischem Blick. So spricht Ariès von der „makaberen Erotik [...] der Nekrophilie der medizinisch-sadeschen Erzählungen. Das Thema des Scheintodes hat auch einen sexuellen Aspekt.“<sup>250</sup>

Besonders deutlich ist das Urteil, das Bondeson anhand von Bruhiers Berichten fällt: „Die Figur der scheinbaren *Frau*, der schlafenden Schönheit, die einfach nicht aus ihrer Trance erwachen will, war ein Thema von dem eine gruselige Faszination ausging. Die Wiederbelebungsversuche an ihrem reglosen, schlaffen Körper übten einen perversen sexuellen Reiz aus, der an Nekrophilie grenzte [...].“<sup>251</sup> Bondeson spart an dieser Stelle nicht mit Urteilen, er ortet in den Fallgeschichten und den Anleitungen zur Wiederbelebung, die er „anrücklich“<sup>252</sup> nennt, einen „starke[n] sadistische[n] Unterton“<sup>253</sup>. Eine dem zuwider laufende Interpretation liefert Kessel, die in der Kultur des 18. Jahrhunderts ein Berührungstabus gegenüber dem mit Angst besetzten toten Körper ortet, mit dem die Ärzte, die vor dem Scheintod warnen, brechen: „Sie betonten erstens die Selbstzerfleischung derer, die hilflos in Grab oder Gruft erwachten und erst dann grausam starben, und stellten ihre Haltung als die einzige Möglichkeit dar, dieses furchtbare Ende zu verhindern. Ihre Narrativen [sic!] verweigern nicht nur den sanften Tod, sondern auch die Erotisierung des Todes, die Philippe Ariès im Scheintod entdeckte, [...]. Sie trieben die Individualisierung und Distanzierung des Todes statt dessen dadurch voran, daß sie die jeweils eigene Schuld durch unaufgeklärte Unterlassung betonten und nicht nur den Tod des anderen, sondern auch den eigenen gräßlich ausmalten. Um dieser Gefahr zu entgehen, mußte man jedoch das Berührungstabus brechen.“<sup>254</sup>

---

249 Dies erinnert an die erotisch aufgeladene Korrelation von Frau und Tod, wie Bronfen sie zum Fokus ihrer Analyse macht. Bronfen beschreibt die weibliche Leiche als semiotisch „willkürliches, leeres und austauschbares Zeichen, als unbestimmbare Projektionsfläche.“ Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. Üs. v. Thomas Lindquist. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. S. 96.

250 Ariès: Geschichte des Todes. S. 514

251 Bondeson: Lebendig Begraben. S. 74.

252 Bondeson: Lebendig Begraben. S. 74.

253 Bondeson: Lebendig Begraben. S. 74.

254 Kessel: Angst. S. 141.



Genau diese Überwindung, die auch eine Überwindung der Erotisierung des scheinbaren Körpers ist, scheint die Novelle zu vollziehen, jedoch wird die Schönheit, die Anziehungskraft der Nachbarin zu stark betont, als dass dies komplett aufgehen würde. Es bleibt, gleichsam als Zitat, die Erotisierung des scheinbaren Körpers der Nachbarin. Die Rettungsmaßnahmen schlagen schließlich an und zeigen Erfolg: Das Mädchen „schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Tränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung.“ (WV 440) Die „himmlischen Arme“ weisen der auferstandenen Scheintoten etwas Jenseitiges zu, wie es auch Otilie anhaftet, der Tränenstrom ruft den Fluss auf, dem sie nicht entkommen ist. Auch die Hochzeitskleider, die das Paar auf der Insel den beiden Nachbarn anbieten, stehen im Zeichen des Todes: „Gedenkt man des wahren Ausgangs der Geschichte, und gedenkt man des Romanendes, wo Otilie sich ein Totenkleid gleich einem Hochzeitskleid schneidert, so erscheinen diese Kleider [...] auch eher als Totenkleider. Überhaupt haftet dieser Liebesszene auf der idyllischen Insel etwas Traumhaftes, Arkadisches, etwas von einem Totenreich an.“<sup>255</sup>

Der Fluss erscheint als Grenzmarkierung zwischen Diesseits und Jenseits – dies wird bereits, wie erwähnt, in der Szene aufgerufen, in der der Hauptmann und Charlotte über den See fahren. Der Markierung des Wassers als Raum des Jenseits folgend, ist es die Suche nach den „Verlorenen“ (WV 441), die die Familien der beiden Nachbarn antreibt. Deren Wiedererscheinen haftet etwas Gespensterhaftes an:

[...] welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. „Wen seh' ich?“ riefen die Mütter. „Was seh' ich?“ riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. „Eure Kinder!“ riefen sie aus, „ein Paar!“ – „Verzeiht!“ rief das Mädchen. „Gebt uns Euren Segen!“ rief der Jüngling. „Gebt uns Euren Segen!“ riefen beide, da alle Welt staunend verstummte. „Euren Segen!“ ertönte es zum drittenmal, und wer hätte den versagen können! (WV 442)

In diese Szene des Wiederfindens schreiben sich genau diejenigen Geschichten ein, die umzudeuten Geschichten über den Scheintod angetreten sind: Gespenstergeschichten<sup>256</sup>

---

255 Herrmann: Todesproblematik. S. 93.

256 Eine auf intrikate Weise parallele Konnotation weist die Szene der Zeugung Ottos auf, in der von der „Auferstehung“ (WV 318) der Enakskinder die Rede ist, ehe „die Schloßglocke zwölf“ (WV 318)

– und ein Gespenst zu sein ist das Ziel der Nachbarin. So heißt es, als von der Abreise des Nachbarn die Rede ist

[...] so schien es, als ob ihr früher kindlicher Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltsamkeiten wieder erwachte und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Unteilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr totes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt hatte. (WV 438)

Das Ziel, als „totes Bild“ den späteren Hauptmann zu verfolgen, erreicht das Mädchen:<sup>257</sup> Sie beschließt nämlich, eine Wiedergängerin, ein Gespenst zu werden, in einer Zeit, die an Gespenster nicht mehr glaubt: „Der Scheintod wird also gerade dann zu einer notwendigen Bedingung der Wiederkehr von Toten, als die religiöse Denkfigur der Auferweckung und Auferstehung auf den theologischen Diskurs eingeschränkt erscheint und soziale, ökonomische, rechtliche Beziehungen zwischen Leben und Tod unabhängig davon geregelt werden müssen.“<sup>258</sup> Wenn die Nachbarin sich also zum Zeichen machen will, das den Hauptmann immer wieder heimsucht, dann gelingt dies nur, wenn aus ihrer Geschichte, die die Geschichte eines Todes und des darauf folgenden Nichts wäre, die Geschichte eines Scheintodes wird: Wo Gespenstergeschichten neugelesen werden als Geschichten von Scheintoten, schreibt sich die als Gespenst markierte Nachbarin in diese Relektüre ein. Was sie an dieser Stelle also plant, gelingt – gerade indem die Geschichte, die über sie erzählt wird, die Geschichte einer Wiedergängerin ist, die den Hauptmann, aber auch Charlotte und Otilie so heimsucht, wie die Zeit sie interpretiert: als Scheintote.

---

schlägt. „Vom Zwölfuhrschlag der Glocke unterbrochen bekommt das letzte Wort des Grafen einen sonderbaren Klang. Es ist die Geisterstunde und in der Tat geschieht eine Auferstehung, freilich nicht in dem Sinne, in dem das Wort sonst im Roman erscheint. Auferstehung ist hier anders, aber durchaus auch buchstäblich gemeint. Der Zwölfuhrschlag bezeichnet das Erwachen des Begehrens.“ W. Kittler: *Soziale Verhältnisse*. S. 238. Diese gespenstische Konnotation zieht sich weiter durch den Text, als Eduard durch mehrfaches Klopfen Charlotte, die in Gedanken beim Hauptmann ist, auf sich aufmerksam machen will: „Aus der dunklen Nische auferstanden wie aus dem Grab [...] wird der Gatte zum Wiedergänger des Geliebten.“ Stefan Kister: *Text als Grab. Sepulkrales Gedenken in der deutschen Literatur um 1800*. Bielefeld: Aisthesis 2001. S. 196.

257 Vgl. Wellbery: *Wahlverwandtschaften*. S. 312, Fußn. 14.

258 Vedder: *Scheintod*. S. 55.

### 3.3.2. Unfähigkeit zur Rettung. Der Tod Ottos.

Mit dem Tod Ottos wird die Verbindung des Hauptmanns zum Scheintod aufgelöst. Es ist dies die erste Szene, in der Otilie mit der Frage nach dem Scheintod verknüpft wird – und dies geschieht auf höchst ambivalente Weise.

Geschildert wird Otilie bereits vor dieser Szene als diejenige, die sich am wenigsten mit Themen der Lebensrettung befasst. Eduard, der es nicht für nötig hielt, dem ertrinkenden bzw. ertrunkenen Knaben und den anderen während des Richtfests in Not Geratenen zu Hilfe zu eilen, hat immerhin im Zuge des Engagements des Hauptmanns seine Lektüregewohnheiten geändert und sich von der Dichtung kameralistischen Texten zugewandt. Otilie hingegen wird mehrfach inszeniert als versunkene Leserin von Reiseberichten und Romanen, als Leserin also, die an die Lesesuchtdebatte des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert.<sup>259</sup> Ganz im Zeichen der Lektüre steht auch der Beginn der Szene, die zu Ottos Tod führen wird:

Otilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Überfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eins von denen, die ein zartes Gemüt an sich ziehen und nicht wieder loslassen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträucher rings umher hätten belebt, mit Augen begabt sein sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. (WV 454)

Im Gegensatz zu Eduard, dem begeisterten Vorleser, wird Otilie hier als stille Leserin präsentiert, deren durch die Lektüre bereits angegriffene Sinneswahrnehmung durch Eduards Kuss noch weiter zerrüttet wird, bis ihre Phantasie dafür sorgt, dass ihre Erkenntnisfähigkeit versagen muss.<sup>260</sup> Die Verführung durch Lesen – seit Dante klassischer Topos<sup>261</sup> – wird hier in ihrer grausamen Konsequenz vorgeführt.<sup>262</sup>

Otilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen sieht sie gegen sich über, nur ein Wasserraum trennt sie

---

259 Zur Lesesuchtdebatte vgl. Erich Schön: Geschichte des Lesens. In: Bodo Franzmann u.a. (Hrsg.): Handbuch Lesen. Baltmannsweiler: Schneider 2006. S. 1 – 85. S. 35 – 36. Zu Otilie als Leserin sowie in diesem Zusammenhang zur Ikonographie von Maria mit Kind und Buch bzw. zur Penserosa vgl. Neumann: Bild und Schrift. S. 122 – 126.

260 Vgl. Adler: Magische Anziehungskraft. S. 191.

261 Vgl. Thomas Anz: Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen. München: DTV 2002. S. 12.

262 Vgl. Horn: Trauer. S. 151 – 152.

von dem Pfade, der sogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie fühlt nicht, daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohen. (WV 456)

Sich selbst unbewusst besteigt Otilie den Kahn und sie, die eigentlich eine routinierte Ruderin ist – so wird in Bezug auf sie von der „Gewandtheit der schönen Schifferin“ (WV 443) gesprochen – verliert die Kontrolle über das Boot.<sup>263</sup> Otto stürzt ins Wasser:

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite und, wie sie sich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwenden, sich aufzurichten; endlich gelingt, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu atmen. (WV 457)

Die Ungewissheit des Todes tritt an dieser Stelle deutlich zu Tage. Ist Otto tot oder scheintot? Die Frage muss unbeantwortet bleiben, denn obzwar die Tatsache, dass er aufgehört hat zu atmen, eindeutig scheint, so wird doch sein Tod an dieser Stelle nicht definitiv und letztgültig festgestellt. Eine Ambivalenz, die Herrmann ignoriert, wenn sie sagt: „Die Beschreibung dieses in Wirklichkeit grausamen Todes erfolgt jedoch auf eine auffallend unrealistisch sanfte und beschönigende Weise – als wolle der Erzähler ebenso wenig wie Otilie wahrhaben, daß das Kind bereits *tot* ist.“<sup>264</sup> Der Text ist massiv befasst mit der Frage der Zeichendeutung, was auch anhand von Ottos Tod ausgestellt wird. Ob Otto tot oder scheintot ist, ist letztlich eine Frage der Deutung, der Lektüre, der Interpretation. Durch und durch ambivalent, das Geschöpf der Phantasie, das er ist, ist er offen für Zuschreibungen.

Otilie jedoch, allein „auf dem treulosen, unzugänglichen Elemente“ (WV 457) kommt wieder zu sich, behandelt Otto als scheintot und erinnert sich an die Maßnahmen zur Rettung Ertrunkener.

Sie sucht Hülfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind und trocknets mit ihrem Musselgewand. [...] Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Schal, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Tränen glaubt sie jene Hilfsmittel zu ersetzen, die ihr in

---

263 Dieser Hinweis unterläuft Matt zufolge „die Deutung der Katastrophe als einer verständlichen Ungeschicklichkeit.“ Matt: Liebe. S. 296.

264 Herrmann: Todesproblematik. S. 249.

dieser Abgeschnitteneit versagt sind. (WV 457)

Otilie versucht die erfolgreiche Rettung des Knaben am Richtfest zu imitieren. Aufgrund ihrer mangelnden Kompetenz – weder verfügt sie über spezialisiertes Fachwissen wie der Chirurg, noch hat sie sich so intensiv mit dem Thema befasst wie Charlotte und der Hauptmann – muss sie dabei scheitern.

Auf irritierende Weise verschmelzen an dieser Stelle Scheintod und Scheinleben, wird die Krise der Lesbarkeit inszeniert, die bereits auf Otilie übergreift, indem auch sie nicht mehr sicher dem Leben zuordenbar scheint, sondern vielmehr an eine belebte Statue gemahnt, gleicht doch „ihre unschuldige Brust [...] an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor“ (WV 457 – 458). In einer durchaus erotisch konnotierten Szene heißt es:

Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum erstenmal dem freien Himmel; zum erstenmal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Tränen entquellen ihren Augen und erteilen der Oberfläche des Erstarnten einen Schein von Wärm und Leben. (WV 457)

Unter Otilies Tränen wirkt der erstarrte Otto lebendig: Es ist dies eine Formulierung, die auf luzide Weise die Frage nach dem Wesen des Scheintods aufwirft und es zu einer Frage der Perspektive macht. Von außen an den reglosen Körper herangetragen, in ihn hineingelesen, wird der Scheintod zum Schein von Leben dort, wo der Tod nicht akzeptiert wird, sondern sich alle Aufmerksamkeit auf das Leben richtet.<sup>265</sup>

Als alle Rettungsversuche scheitern, macht Otilie eine Wendung, die kontrastiv zum Argumentationsgang der Fallgeschichten ist: Sie wendet sich zum Glauben.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüt sie nicht hilflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über

---

265 In der Folge greift, so Brandstädter, die in dieser Szene aufgemachte Korrelation von Scheintod und Scheinleben weiter um sich; so heißt es als Otilie nach der Begegnung mit Eduard im Gasthaus zu sprechen aufgehört hat und die vier wieder zusammen leben: „Auf diese Weise zeigte sich der häusliche Zirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beim alten sei, war verzeihlich.“ (WV 479) Eduard versucht zwar, Otilie aus ihrer Starre zu locken, wenn er „so gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Otiliens Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflösen wollte.“ (WV 479) Auch diese Bemühungen werden scheitern, die Wiederbelebung Otilies wird nicht gelingen. In dem Maß, in dem der Roman das Scheinhafte des Lebens beschwört, führt er das Scheintote mit sich: „Der Roman spielt geradezu damit, daß Leben und Tod nicht klar gegeneinander abgrenzbar sind, sondern der Tod auf kaum bemerkte Weise ins Leben sich schleicht: daß er immer wieder aufgeschoben, hinausgezögert, portionsweise aufgeteilt wird.“ Heike Brandstädter: Der Einfall des Bildes. Otilie in den „Wahlverwandtschaften“. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. (Epistemata 314), S. 182.

ihre unschuldige Brust [...]. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hilfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt. (WV 457 – 458)

Gerade durch diese konträre Geste zeigt sich, wie sehr auch die Frage des Scheintods eine Glaubensfrage ist, ein Erklärungsmodell, das mit anderen Erklärungsmodellen in Konkurrenz steht und diese ablösen will, es jedoch nicht immer schafft: Unter Medizinern und anderen Fachleuten gleicht die Theorie der Lebenskraft und damit die Theorie von deren möglicher Suspendierung im Scheintod zwar einer wissenschaftlichen Revolution wie Thomas S. Kuhn sie beschreibt, im alltäglichen Leben greift dieses Erklärungsmodell jedoch nur bedingt, wie sich anhand der mangelnden Akzeptanz der Leichenhäuser zeigt.<sup>266</sup>

Sobald sie das „trügerische Element“ des Wassers verlassen hat, agiert Otilie jedoch wieder dem aufklärerischen Modell gemäß: An Land angekommen, wendet sie sich sofort an einen Spezialisten.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergibt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Otilie steht ihm in allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd, denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgegangenen Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer Charlottens, worin dies alles geschehen [...]. (WV 458)

Otilie, die „wie in einer andern Welt“ wandelt, mithin also das Jenseits geschaut hat, werden alle Gegenstände mehrdeutig, die Zeichendeutung wird variabel. Zugleich ist sie, anders als Charlotte beim Richtfest, nicht in der Lage, bei der Wiederbelebung zu helfen. Sie, die Nanny durch ein Wunder heilen wird, hat keinen Zugang zu dem aufgeklärten Wissen der Lebensrettung und wird diesem kontrastiv gegenüber gestellt – etwas übrigens, das sie mit Luciane verbindet, die auch das Wissen um die Lebensrettung anwenden will und daran scheitert.

Noch etwas anderes macht das Wissen um die Lebensrettung an dieser Stelle ambivalent: Die Wissenschaft, die sich dem Kampf gegen die Täuschung verschreibt, wird hier zum Mittel derselben, wenn der Chirurg sich nach Charlottes Ankunft „entfernt [...], sie mit neuen Anstalten zu täuschen.“ (WV 459) Um Charlotte nicht sofort die Hoffnung zu nehmen, tut der Chirurg so, als würde er noch versuchen, Otto

---

266 Vgl. Kapitel 2.1.2.

wiederzubeleben. Der Scheintod wird hier tatsächlich zu dem, was Eduards Reaktion auf Ottilies Tod oft vorgeworfen wurde: zu einer Möglichkeit, die Realität des Todes nicht wahrhaben zu müssen.<sup>267</sup>

### **3.4. Phase drei. Ambiguität der Sinnstiftungsmodelle.**

Auf überaus komplexe Weise ist Ottilie mit dem Scheintod verbunden. Obgleich es nie explizit erwähnt wird, ist das Wissen vom Scheintod doch maßgeblich beteiligt an der Inszenierung von Ottilies Tod. Im Widerstreit mit der Hagiographie, aber auch im Dialog mit dem Mesmerismus wird an Ottilies Körper die Frage nach der Deutungshoheit gestellt – eine Frage, die im Angesicht der zusehends um sich greifenden semiotischen Krise nicht beantwortet werden kann. Am Beispiel Ottilie zeigt sich die Fähigkeit von Literatur, „das Uneingestehbare zu sagen, das Geheimste zu formulieren, das Unsagbare ans Licht zu bringen“<sup>268</sup> am deutlichsten, gerade indem sie sich einer einzigen letztgültigen und absoluten Wahrheit entzieht und stattdessen die Ungewissheit des Todes als solche zu lesen gibt.

#### **3.4.1. Körperzeichen und Katalepsie. Ottilie als zum Scheintod prädestiniert.**

Ein bezeichnendes Licht auf Ottilie werfen die Briefe, durch die sie in den Text eingeführt wird. Bereits im Brief der Vorsteherin wird ihre „Mäßigkeit im Essen und Trinken“ (WV 263) erwähnt. Auch von ihrem „Kopfweg auf der linken Seite, das zwar vorübergeht, aber schmerzlich und bedeutend sein mag“ (WV 264) ist hier das erste Mal die Rede. „Der Roman führt Ottilie als eine Beschriebene ein;“<sup>269</sup> Ottilie erweist sich so von vornherein als Lektüren unterworfen: Generell nämlich gibt Ottilies Gesicht nichts der sofortigen, eindeutigen Deutung preis – auch ihr Kopfweg kann man ihr nicht ansehen, „niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich [der Gehülfe] habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schläfe zu

---

267 Vgl. Kapitel 3.4.2.

268 Vgl: Einleitung. S. 15.

269 Jochen Hörisch: „Die Himmelfahrt der bösen Lust“ in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Versuch über Ottiliens Anorexie. In: Norbert W. Bolz (Hrsg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 308 – 322. S. 312.

bewegt hätte.“ (WV 279) Unsichtbar, durch kein Körper-Zeichen vermittelt, und auf diese Weise zutiefst ungewiss und rätselhaft fordert Otilies Kopfweh zu einer Interpretation durch eigene Lesarten auf.<sup>270</sup>

Es ist in erster Linie der Gehülfe, der sich daran macht, Otilie einer Lektüre zu unterwerfen, ihre ambivalenten Körperzeichen zu interpretieren und so „alle Macht seines Diskurses auf Otilie zu versammeln.“<sup>271</sup> Aufmerksam, auf jedes noch so kleine Zeichen ihres Körpers achtend, macht er sich zu dem einzigen, der über die nötige Entschlüsselungskompetenz verfügt und so in der Lage ist, die korrekte Lesart ihres Körpers zu liefern.<sup>272</sup> In seinem Brief heißt es:

Otilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere, unangenehme, lebhaftige Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe ihres Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick rot, indem die rechte bleich wird. Ich sah dies Zeichen, und meine Teilnahme konnte sich nicht zurückhalten. (WV 280)

Dadurch, dass Otilie auf diese Weise vom Gehülften interpretiert und in seinem Brief wiederum der Lektüre preis gegeben wird, erweist sie sich als immer schon geschrieben und gelesen.<sup>273</sup> Augenscheinlichstes Beispiel dafür ist die Schilderung ihrer charakteristischen Geste der Abwehr:

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte: ich habe nie gesehen, daß Otilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie tut das mit einer Gebärde, die für den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur ein wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. (WV 280)

In der Wiedersehensszene mit Eduard im Gasthaus kommt es zu einer Wiederholung dieses Akts in nahezu denselben Worten wie im Brief des Gehülften: Durch die vorangegangene Beschreibung und durch die Deutung des Gehülften, wird Eduard zum Leser einer bereits gedeuteten Körpersprache.<sup>274</sup> Otilie, die immer zur Deutung und zur Lektüre ihrer Körperzeichen auffordert, erweist sich somit als ideale Inszenierungsfläche für die semiotische Krise, die mit der Ungewissheit des Todes die

---

270 Vgl. Brandstädter: Otilie. S. 90.

271 F.A. Kittler: Otilie Hauptmann. S. 123.

272 Wellbery spricht in diesem Zusammenhang von einer „einfühlenden Hermeneutik, die der Gehülfe allein zu praktizieren vermag.“ Wellbery: Wahlverwandtschaften. S. 295.

273 Vgl. Brandstetter: Schreibszenen. S. 200 – 201.

274 Vgl. Brandstetter: Schreibszenen. S. 209.



Zeichen des Körpers erfasst.

Otilie ist durch den ganzen Text hindurch diejenige Figur, die am meisten zum Scheintod neigt. Wie dem Nachbarsmädchen, so wird auch Otilie etwas Jenseitiges zugeschrieben, sie erscheint gespensterhaft, wenn sie lautlos geht als würde sie schweben, sodass „man sie nicht gehen hörte; so leise trat sie auf.“ (WV 284) Auch Eduard erscheint sie „wie ein freundlicher Schutzgeist“ (WV 289) und bei der Mühle, einem Todessymbol,<sup>275</sup> „glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte.“ (WV 291) Wie das Mädchen in der Novelle von den *Wunderlichen Nachbarskindern*, so ist auch Otilie neben ihrem Geschlecht vor allem durch ihre emotionale Lage zum Scheintod prädestiniert. So evoziert sie in ihrer Anorexie,<sup>276</sup> in der Kittler sie in Verbindung stellt zum Typ der Hysterika,<sup>277</sup> den Typus der fastenden Mädchen, die um 1800 im Licht des Wissens vom Scheintod besonders interessierten, wurden sie doch nicht mehr als Wunder, sondern mit naturwissenschaftlichem Blick betrachtet.<sup>278</sup> Immer wieder fällt Otilie in Ohnmacht – so beispielsweise nach der Begegnung mit Eduard im Wirtshaus –, auch das gemahnt an Hufelands Aussage, derzufolge Frauen, die sich durch „hysterische Nervenschwäche, [...] häufig[e] Ohnmachten, Krämpf[e], Abwesenheiten“<sup>279</sup> auszeichnen, besonders durch den Scheintod gefährdet sind.

Der erste derartige Zustand der „Abwesenheit“ ereilt Otilie, als sie die renovierte Kapelle besichtigt:

Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte; und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Otilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse. (WV 374)

Mit fortschreitender Handlung, als sie nach ihrer Heimkehr „kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharret“ (WV 476) wird sie zunehmend schwächer: „Niemand wußte, daß Otilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.“ (WV 481)

---

275 Vgl. Hörisch: Begierde zu retten. S. 83.

276 Zu Otilies Anorexie vgl. Hörisch: Anorexie. S. 312 – 213.

277 Vgl. W. Kittler: Sociale Verhältnisse. S. 234.

278 Vgl. Bondeson: Lebendig begraben. S. 89 – 90.

279 Hufeland: Ungewißheit. S. 17,

Vor allem aber ist es der kataleptische Anfall, der Zustand des „halben Totenschlafs“ (WV 460), der Otilie in die Nähe des Scheintods rückt. Nach dem Tod Ottos „fällt sie, ohne den Sofa erreichen zu können, erschöpft aufs Angesicht über den Teppich hin.“ (WV 458). Geschildert wird dieser Schlaf mit Worten, die eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zur Schilderung des Todes haben: Otilie nämlich „schief, oder sie schien zu schlafen.“ (WV 459) Der Tod als Bruder des Schlafes ist eine der zentralen Vorstellungen der Ästhetisierung des Todes,<sup>280</sup> dieses von Lessing geforderte Bild wendet sich, so führt Kister aus, „gegen die allzu eindeutige Signifikation einer Zeichensprache des Todes“<sup>281</sup>. Auf das so evozierte ambivalente Bild antwortet, Kister zufolge, die perhorreszierende Ungewissheit der Zeichen des Todes angesichts der Vorstellung eines Mittelzustands zwischen Leben und Tod.<sup>282</sup> Kister interpretiert die Angst vor dem Scheintod als eine „Angst vor dem ästhetisch neutralisierten Tod, vor dem Tod im Schein der Kunst“<sup>283</sup>, ein Zusammenhang, der in Otilies kataleptischer Starre aufgerufen wird.<sup>284</sup>

Nach ihrem Wiedererwachen offenbart Otilie Charlotte, dass ein derartiger Zustand sie nicht das erste Mal ereilt – auch dies erinnert daran, dass Hufeland meint, Frauen können Zuständen suspendierter Lebenskraft häufig unterworfen sein, sodass „das schon an dergleichen Pausen gewöhnte Leben unglaublich lange darin verharren“<sup>285</sup> könne.

„Zum zweitenmal“ – so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmutigen Ernst – „zum zweitenmal widerfährt mir dasselbige. [...] Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt; du saßest auf dem Sofa wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knien, ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm alles was um mich vorging, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern und, wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. (WV 462)

Deutlich evoziert diese Schilderungen jene Fallgeschichten, die berichten, wie Scheintote ihren Zustand wahrnehmen. So heißt es in einer Fallgeschichte, betitelt mit *P. zu Ingolstadt empfindet durch mehrere Sinne alle Schauder und Schmerzen des*

280 Zur Ästhetisierung des Todes vgl. Ariès: Geschichte des Todes. S. 601.

281 Kister: Erinnerung. S. 126.

282 Vgl. Kister: Erinnerung. S. 126.

283 Kister: Erinnerung. S. 126.

284 In seinem Vergleich suspendierter Lebenskraft mit dem Winterschlaf eröffnet auch Hufeland eine Verbindung von Tod und Schlaf. Vgl. Hufeland: Ungewißheit. S. 5 – 7.

285 Hufeland: Ungewißheit. S. 17.

*Scheintodes*: „Er sah, hörte, fühlte; nur war es ihm unmöglich, die geringste Bewegung hervorzubringen. Sein Körper war starr und todtenähnlich, sein Geist lebte.“<sup>286</sup> Ebenso verhält es sich mit Otilie, die bei wachem Geist und funktionierendem Gehör alles um sich herum wahrnimmt, jedoch völlig starr zu keiner Regung fähig ist.

An Otilies „Totenschlaf“ offenbaren sich die Schwierigkeiten der korrekten Deutung von Körperzeichen besonders deutlich, denn er ist offen für diverse Interpretationen. Neben der Möglichkeit einer Ankündigung des Scheintods verweist er auch auf den Mesmerismus und spezifisch mesmeristische Ohnmachtsanfälle.<sup>287</sup>

Die Theorie vom tierischen Magnetismus oder Mesmerismus, benannt nach Franz Anton Mesmer, der 1775 die theoretischen Grundlagen zu jener „aufsehenserregenden Heilmethode zwischen Körpermedizin, Psychotherapie und Scharlatanerie“<sup>288</sup> legte, postuliert ein ubiquitäres, allerfeinstes Fluidum, die sogenannte „Allfluth“, die die belebte und unbelebte Natur durchströmt und verbindet und die im Krankheitsfall durch eine Stockung in den Nervenbahnen blockiert ist, jedoch durch einen mit Fluidum aufgeladenen Magnetiseur gelöst werden kann, indem dieser mittels Applikation magnetischer „Striche“ längs der Nervenbahnen oder aber durch bloße Willenskraft krampfähnliche, blockadelösende Krisen hervorruft, die den/die Patienten/in in die Harmonie des kosmischen „All-Magnetismus“ zurückführen.<sup>289</sup>

Verbunden mit rätselhaften Phänomenen, wie sie sich auch an Otilie zeigen – beispielsweise gesteigerter Sensibilität gegenüber Metallen, gesteigertem Ahnungsvermögen, Telepathie und dem „magnetischen Rapport“, der engen Bindung zwischen Magnetiseur und Medium – erregte der Mesmerismus in Deutschland der

---

286 Hufeland: Scheintod. S. 182.

287 Während des Pendelexperimentes mehr oder minder explizit angesprochen, in den Szenen der Trance und der kataleptischen Starre evoziert, dient der Mesmerismus zur näheren Charakterisierung Otilies. Vgl. Barkhoff: Animalischer Magnetismus. S. 93. Zu einer detaillierten Analyse von Otilie im Hinblick auf den Mesmerismus vgl. Barkhoff: Animalischer Magnetismus. S. 89 – 94. Matt geht davon aus, dass der Roman aus dem Nachdenken über die magnetische Kraft entstanden ist, referierte Goethe doch drei Tage vor der ersten Schematisierungsarbeit am Plot der Wahlverwandtschaften über anorganische und zwischenmenschliche Anziehungskräfte. Vgl. Matt: Liebe. S. 273 – 274. Er erkennt in Otilie eine Somnambule – eine Somnambule, die dem Magnetiseur, Eduard, telepathisch verbunden ist. Matt: Liebe. S. 292 – 294. Auch Holtermann verfolgt in seiner Lektüre die Spuren des „thierischen Magnetismus“ in den Wahlverwandtschaften. Vgl. Michael Holtermann: „Thierischer Magnetismus“ in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 164 – 197. S. 196 – 197.

288 Barkhoff: Animalischer Magnetismus. S. 75.

289 Vgl. Barkhoff: Animalischer Magnetismus. S. 76.

Spätaufklärung und der Romantik Aufsehen.<sup>290</sup> Die Reaktionen der Aufklärer waren dabei überaus skeptisch, erfolgreiche Therapien wurden als Hysterien überspannter Einbildungskraft oder Exzesse überreizter Sinnlichkeit beurteilt.<sup>291</sup>

Eng verbunden mit dem Mesmerismus ist der Somnambulismus, der künstlich hervorgerufen auf die Hypnose weist.<sup>292</sup> Ottilies Zustand nun trägt Züge des Somnambulismus, wie ihn auch Gotthilf Heinrich von Schubert, den Goethe 1807 kennengelernt hat und dessen *Ansichten* er 1808 las – in seinen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* beschreibt,<sup>293</sup> die „die wohl folgenreichste romantische Darstellung des Magnetismus“<sup>294</sup> sind. Schubert zufolge ist es „die Verwandtschaft des thierischen Magnetismus mit dem Tode, welche die vorzüglichste Aufmerksamkeit verdient“<sup>295</sup>, er spricht in diesem Kontext auch vom Scheintod.

Der Magnetismus, welcher nicht selten ein Erstarren der Glieder wie im Tode, und andre hiermit verwandten Symptome zur ersten Wirkung hat, ist auch hierin das im Kleinen, was der Tod im Großen und auf eine vollkommnere Weise ist. Auch Ohnmachten und der noch tiefer mit dem eigentlichen Tod verwandte Scheintod ohne Bewußtseyn, zeigen sich, so wie sie von einem gleichen, oder vielmehr noch viel höheren Wonnegefühl begleitet sind als der Somnambulismus, nicht minder heilsam als der magnetische Schlaf, und die aus ihm Erwachenden sind meist von der vorhergegangenen Krankheit, die sie in diesen Zustand versetzt, vollkommen befreit, ja auf eine unbegreifliche Weise gestärkt.<sup>296</sup>

Scheintod und Mesmerismus also schließen einander nicht aus, sondern gehen an dieser Stelle ineinander über. Für Schubert allerdings stellen diese Zustände empirische Indizien für die Existenz der Seele im Jenseits dar.<sup>297</sup>

In dieser Parallelisierung von Scheintod und Mesmerismus, die bereits der Theorie des Mesmerismus inhärent ist, wird so die immanente Ambivalenz, die Verwirrung der Deutungen und Zuschreibungen, mithin die um sich greifende Krise der Lesbarkeit, reflektiert. Die Art der Lektüre, die spezifische Vorerwartung prägt das Ergebnis, das

---

290 Vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 77.

291 Vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 78. Auch Hufeland übrigens setzte sich mit dem Mesmerismus auseinander, den er zunächst vehement ablehnte, dessen vorsichtig-abwägenden Anhänger er jedoch mit der Zeit wurde, worüber er mit Goethe korrespondierte. Vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 78. Zu Goethes ambivalentem Verhältnis zum Mesmerismus zwischen Interesse und Distanz vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 79 – 87.

292 Vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 76 – 77.

293 Vgl. Adler: *Anziehungskraft*. S. 196.

294 Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 77.

295 Schubert: *Nachtseite*. S. 357.

296 Schubert: *Nachtseite*. S. 357.

297 Vgl. Barkhoff: *Animalischer Magnetismus*. S. 77.

inszeniert der Text deutlich: Otilie, die immer das Objekt einer Lektüre ist, ist gänzlich offen für Zuschreibungen. Der wissenschaftliche Blick, der sich auf sie richtet, wiederum ist geprägt von seiner Erwartungshaltung und alles andere als neutral.

Auch auf die Reflexion von Wissen im Roman wirft der Mesmerismus ein erhellendes Licht. Barkhoffs luzider Analyse zufolge, ambiguisiert Goethe die Bandbreite möglicher Rezeptionshaltungen angesichts rätselhafter Phänomene: Dichtung kann sich gegen reduktive Lesarten behaupten, indem sie das verschlüsselte Naturereignis als solches zu lesen gibt.<sup>298</sup> Eine ähnliche Strategie lässt sich auch im Zusammenhang mit dem Scheintod feststellen.

### **3.4.2. Glassarg und Leichenhaus. Otilies (Schein-)Tod.**

Otilies Tod ist von ihr durch und durch inszeniert und organisiert, der „Brautschmuck“ (WV 483), der zum Totenkleid wird, liegt bereit – nur was den Zeitpunkt angeht, geht Otilies Rechnung nicht auf: Wiewohl ihr Hungertod ein freiwilliger, wenn auch kein Selbstmord, ist, so wird er doch letztlich von außen, durch Mittlers Rede, einen Tag zu früh herbeigeführt.<sup>299</sup> Von Mittlers Worten getroffen geht Otilie in ihr Zimmer:

Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren; sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Otilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen, als man die Tasse dem Munde nähert. (WV 483)

An dieser Stelle unterläuft dem Chirurgen eine erste Fehldiagnose, er verkennt Otilies Zustand, erst als Nanny gesteht, dass Otilie schon seit geraumer Zeit so gut wie nichts mehr isst, erkennt er den Ernst der Lage – doch da ist es schon zu spät. Noch ist das „bleiche himmlische Kind“ (WV 484) bei Bewusstsein, als Mittler und der nunmehrige Major kommen um Charlotte „tätig in Gesellschaft des Arztes“ (WV 484) zu finden, wie sie es schon beim ertrunkenen Knaben am Richtfest war. Auch Eduard findet Otilie noch „lebevoll und liebevoll“ (WV 484) doch bald stirbt sie – scheinbar?

Gerade auf der Folie des zu Beginn des Romans so sorgsam installierten

---

298 Vgl. Barkhoff: Animalischer Magnetismus. S. 100.

299 Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 253 – 254. Hillebrand interpretiert Otilies freiwilligen Hungertod als Verweis auf ein Motiv der Schauerliteratur, nämlich auf das der lebendig begrabenen Nonne (die allerdings weniger mit dem Scheintod als mit einer spezifischen Hinrichtungsart verbunden ist). Vgl. Anne-Katrin Hillebrand: Erinnerung und Raum. Friedhöfe und Museen in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (Epistemata 341), S. 57.

Rettungswesens, auf der Folie des Wissens um Scheintod und Lebenskraft, das der Hauptmann durch seine Tätigkeit und seine Lektüeranweisungen zu etablieren sucht, muss die Schilderung der folgenden Szenen verstören. Wiewohl der Hauptmann, Charlotte und Mittler, die alle bereits Leben gerettet oder zumindest darüber gesprochen haben, anwesend sind, ist es Eduard, der in seiner Reaktion dieses Wissen aufruft. Eduard selbst sieht sich zwa zu Beginn des Romans als „durch Erfahrung aufgeklärt“ (WV 248), doch ist gerade er es, der sich in der Folge dunklen Ahnungen und mystischen Deutungen zuwendet. Die der Aufklärung inhärente Paradoxie zwischen Rationalismus und Hinwendung zu den „Nachtseiten der Naturwissenschaft“ wird so paradigmatisch an Eduard durchgespielt.

Die Reaktion, die Eduard an den Tag legt, als Ottilie stirbt, gemahnt deutlich an die Handlungsvorschriften zur Verhütung vorzeitiger Bestattungen, wie Hufeland sie emphatisch formuliert:

O! laßt uns jede Leiche in Schutz nehmen, ihr noch die nemliche Achtung, Aufmerksamkeit und Vorsorge erzeigen, als vor dem Augenblick, des Verscheidens; denn sie hört und fühlt vielleicht noch, und segnet im Stillen unsere Bemühungen. Nicht eher laßt uns aufhören, sie so zu behandeln, als die Fäulniß uns unwidersprechlich beweist, daß hier jeder Funken von Leben und Empfindung verlöscht ist.<sup>300</sup>

Hufeland zufolge nämlich „veranlaßt auch die Behandlung der Toden [sic!] gewiß einen beträchtlichen Unterschied in der längern oder kürzern Dauer des noch übrigen Lebens.“<sup>301</sup> Ganz in diesem Sinne fordert Eduard „Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als Lebende behandelt werden; denn sie sei nicht tot, sie könne nicht tot sein.“ (WV 484)

Eine typische, etwas kurzsichtige Interpretation liefert Herrmann, wenn sie sagt: „Eduard kann sich nicht mit Ottilies Tod abfinden. Er weigert sich, ihre Sterblichkeit zu akzeptieren [...]. Er will die Wahrheit, daß er sie für immer verloren hat, nicht wahrhaben, und verdrängt die Wirklichkeit.“<sup>302</sup> Auch Hillebrand meint: „Den Tod Ottilies kann er nicht annehmen, er lehnt es ab, die Tote zu sehen, die Realität zu akzeptieren.“<sup>303</sup> Einzig Brandstädter erkennt, dass alle „Anstalten, die Leiche zu behalten, zu bewahren, zu bestatten, zu beseitigen, [...] auf Ottilie als noch Lebende oder

---

300 Hufeland: Ungewißheit. S. 39.

301 Hufeland: Ungewißheit. S. 18.

302 Herrmann: Todesproblematik. S. 267.

303 Hillebrand: Erinnerung. S. 55.

als Scheintote gerichtet“<sup>304</sup> sind.

Mit Eduards Forderung soll der Tod gebannt werden, soll Otilies Sterben verdrängt werden und zwar indem auf das Wissen vom Scheintod und vor allem auf die so vehement geforderten Maßnahmen gegen die vorzeitige Bestattung Scheintoter zurückgegriffen wird – auf überaus intrikate, weil durch und durch implizite Weise; auf eine Weise, die es erlaubt, die Frage zu stellen, inwieweit die Mahnung vor dem Scheintod selbst eine Form der Verdrängung des Todes ist.

Tatsächlich ruft Eduards Reaktion das Wissen um den Scheintod auf, ohne dass es explizit gemacht würde und ohne dass eine der aufgeklärteren Figuren ihn unterstützen würde. Das Stillschweigen der anderen Figuren muss aufmerksam machen. Mit keinem Wort wird die Möglichkeit des Wiedererwachens erwähnt, Eduards Forderungen und die letztlich in die Tat gesetzten Schritte rufen diese jedoch auf:

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Otilie in jener Kapelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer, seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen.

In dem Maß, in dem Otilie „unter den Lebendigen“ bleibt und beobachtet wird, gleichsam als ob man auf ein Zeichen ihrer wiedererwachenden Lebenskraft warten würde, wird die Kapelle, in der Otilie beigesetzt wird, zum Leichenhaus.

Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum erstenmal angezündeten Lampe fleißig warten. (WV 487)

Nanny wartet also zugleich die Lampe und Otilie – und auch der Chirurg verbringt die Nacht in der Gruft und überwacht, wie in einem Leichenhaus, die Ereignisse aus einem „Nebenzimmer“: „Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wissen in der Kirche geblieben und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Mutes.“ (WV 488) Es ist der Blick des Spezialisten, der hier inszeniert wird,<sup>305</sup> jener Blick also, der so eng mit dem Scheintod, mit der Frage nach der Ungewissheit des

---

304 Brandstädter: Otilie. S. 185.

305 W. Kittler: Sociale Verhältnisse. S. 255.

Todes und der Unzuverlässigkeit der menschlichen Sinne verbunden ist: Überwacht von einem Chirurgen, aufgebahrt in einem Sarg mit gläsernem Deckel ist Otilie den Blicken, mithin der Interpretation anderer preisgegeben, wie sie es bereits zu Beginn des Romans ist. In dieser Hinsicht wird das Leichenhaus als Museum lesbar, wie Kister es vorführt, wenn er von einer „vorübergehende[n] 'Ausstellung der Toten'“<sup>306</sup> spricht, die die Scheintoten der musealen Schaulust aussetzt.<sup>307</sup>

Im Tod, der auf den Scheintod Bezug nimmt, wird Otilie ausgestellt, zum Museumsstück, im Sarg mit dem gläsernen Deckel erscheint sie gerahmt wie ein Bild. Zugleich wird die Ambivalenz, der Mittelzustand zwischen Leben und Tod in Szene gesetzt, eine endgültige Lesart suspendiert. Die Ungewissheit des Todes wird als solche gezeigt – in Gestalt einer nicht verwesenden Frau im Glassarg, hinter einer Glasdecke wie in einer Vitrine, gleichsam Reliquie, Ikone und Scheintote.<sup>308</sup> Gerade dadurch, dass sie derartig unkommentiert präsentiert wird, gibt der Text, der bereits zuvor im Rahmen der Rettung des Knaben und der scheinbaren Rettung der Nachbarin in der Novelle, den/die LeserIn eingeübt hat in eine kritische Lektüre, wie sie dem Wissen vom Scheintod inhärent ist, dessen semiotische Krise als solche zu lesen. Im Tod wird Otilie „zu dem Bild, das sie immer schon war.“<sup>309</sup> Zugleich fordert sie als solches zur Deutung, zur Interpretation auf – der Prozess der Suche nach der einen richtigen Lesart wird so weiter hinausgeschoben, denn nur scheinbar liefert die Hagiographie die Antwort.

### **3.4.3. Ausbleiben der Verwesung. Scheintod versus Hagiographie.**

Mit Otilies Tod tritt das Wissen vom Scheintod nun in unmittelbare Konkurrenz zu genau jenem Erklärungsangebot und Sinnstiftungsmodell, das zu bekämpfen seine Theoretiker ins Feld gezogen sind: dem religiösen. An Otilies nicht verwesendem Körper verschmelzen Hagiographie und Scheintod zu einem unauflöslchen Geflecht.<sup>310</sup> Auf komplexe Weise überlagern einander diese beiden Wissenformen, wird – im Gegensatz zur öffentlichen Diskussion – dem religiösen Modell (scheinbar) der Vorrang

---

306 Kister: Grab. S. 12.

307 Vgl. Kister: Grab. S. 125.

308 Vgl. Brandstädter: Otilie. S. 185.

309 Horn: Trauer. S. 150.

310 Zu Parallelen von Wiedererweckungen in christlichen Heiligenviten und im Scheintod vgl. Geserick und Stefenelli: Scheintod. S. 124 – 125.



gegeben.<sup>311</sup> Inszeniert wird so die zutiefst verstörende Krise der Lesbarkeit, die sich um die Ungewissheit der Kennzeichen des Todes entwickelt.

Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Diskussion der Zeit, in der Heiligenlegenden auf ihr Potential bezüglich einer Interpretation als Fall von Scheintod hin gelesen wurden, wird dieses Potential bei Otilie jedoch nicht explizit gemacht, sondern schreibt sich in den Subtext ein. Auf diese Weise wird das Wissen vom Scheintod auf seine Quellen hin beleuchtet und seine Beziehung zum (Aber-)Glauben hinterfragt.

Im Laufe der Handlung wird Otilie zunehmend zur Heiligen stilisiert – bzw. stilisiert sie sich selbst dazu.<sup>312</sup> Erstmals besonders deutlich wird dies im Zuge der Inszenierung des letzten *tableau vivant*, in dem Otilie als Mutter Gottes erscheint:<sup>313</sup> Bereits während der Vorbereitung wird sie dem Architekten, der „sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben“ (WV 403) hatte, zur Schutzheiligen, heißt es doch „Otiliens Gegenwart schien ihm statt alles Labsals zu sein; indem er um ihretwillen arbeitete, war es, als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte.“ (WV 403) An späterer Stelle, in ihrem Gespräch mit Charlotte, bezeichnet Otilie sich als „geweihte Person [...], die nur dadurch ein ungeheures Übel für sich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das, uns unsichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann.“ (WV 468) In dem Brief schließlich, den Otilie, nachdem sie aufgehört hat zu sprechen (und zu essen), den Freunden schreibt, ist die Rede von einem „strenge[n] Ordensgelübde“ (WV 477), das sie auf sich genommen hat.<sup>314</sup> Und dennoch ist Otilie in sich ambivalenter, als es diese Kommentare glauben machen wollen, sie ist nicht nur Heilige,

---

311 Von einer ähnlichen Multiplizierung der Lesarten spricht Adler im Zusammenhang mit der Gleichnisrede. Vgl. Adler: Anziehungskraft. S. 107.

312 Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 254. Zur Legende von der heiligen Odilia, die blind geboren durch die Taufe das Augenlicht erhält, aus Dank dem weltlichen Leben völlig entsagt und deren Beisetzungsstätte am Ottilienberg zur Pilgerstätte für Menschen wird, die sich Heilung von ihren Augenleiden erhoffen, vgl. Brandstätter: Otilie. S. 27 – 28. Außerdem vgl. Wiethölter: Legenden. S. 21.

313 Zum *tableau vivant* in den Wahlverwandtschaften vgl. Norbert Miller: Mutmaßungen über lebende Bilder. Attitüde und „tableau vivant“ als Anschauungsform des 19. Jahrhunderts. In: Helga de la Motte-Haber (Hrsg.): Das Triviale in Literatur, Musik und bildender Kunst. Frankfurt a.M.: Klostermann 1972. S. 106 – 130. S. 116 – 120.

314 Wiethölter streicht heraus, dass sich Otilies Leben und Sterben „aufgrund diskreter Bild- und Bibelzitate ikonographisch“ als Marienleben rekonstruieren lassen. Wiethölter: Legenden. S. 22. Zu den genauen Stationen vgl. Wiethölter: Legenden. S. 22 – 24. Auch wenn die Stationen aus Otilies Leben an die aus Legenden erinnern, so erzählt, wie Herrmann ausführt, der Roman doch keine Legende, sondern führt vor, wie und auf welche Weise Otilies Leben und Wirken zur Legende stilisiert und erhoben werden kann. Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 260.

sie ist auch Ehebrecherin und Mörderin.<sup>315</sup>

Während Ottilies Beisetzung ereignet sich die letzte Auferweckung einer vermeintlich Toten in den *Wahlverwandtschaften*, nun jedoch, anders als bei den beiden Ertrunkenen, dem Knaben am Richtfest und dem Mädchen in der Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern*, nicht durch die Rettungskünste des Hauptmanns, sondern durch ein Wunder, das Ottilie gewirkt haben soll und das ihren Ruf als Heilige begründet. Als sie den Kondukt vorüberziehen sieht, stürzt Nanny „verworren, schwankend, taumelnd“ (WV 486) vom Oberboden hinab:

Das Kind lag ganz nahe daran [an der Bahre]; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum hatten aber ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Knie vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinaufstaunte. (WV 486)

Nanny selbst, die von Geschlecht, Todesart und Gemütsverfassung her – das ohnehin sehr „leidenschaftliche Mädchen“ (WV 469) ist „außer sich“ (WV 485) – Kennzeichen einer paradigmatischen Scheintoten aufweist, interpretiert ihre Heilung als Wunder, als Zeichen der Vergebung Ottilies: „Nun ruht sie wieder so still und sanft; aber ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entfalten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, ihr seid Zeuge, daß sie zu mir sagte: 'Dir ist vergeben!'" (WV 486) Auf wundersame Weise wird Nanny also nicht durch die Mittel moderner Medizin gerettet, sondern durch Hilfe „von oben“, wie sie Ottilie beim Tod Ottos vergeblich erfleht.<sup>316</sup>

Inszeniert wird so, ohne dies zu kommentieren, genau jener Gang der Deutung, gegen den die Fallgeschichten anschreiben. Tatsächlich jedoch überwiegt auch im Roman die aufgeklärte Haltung der Skepsis gegenüber Nannys Wunderheilung und Ottilies Heiligkeit, auch wenn dies nur kurz erwähnt wird. Es lässt sich gerade nicht bestätigen, dass die Menschen, wie Herrmann meint, „Nannys Deutung unhinterfragt“<sup>317</sup> übernehmen und das glauben, „was sie sehen wollen“<sup>318</sup> – das Gros der Menschen reagiert, im Gegenteil, kritisch und zweifelnd. „Die Bewohner und Anwohner wollten

---

315 Vgl. Horn: Trauer. S. 160.

316 Vgl. Herrmann: Todesproblematik. S. 256.

317 Herrmann: Todesproblematik. S. 265.

318 Herrmann: Todesproblematik. S. 257.

sie noch sehen, und jeder mochte gern aus Nannys Munde das Unglaubliche hören; manche, um darüber zu spotten, die meisten, um daran zu zweifeln und wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten.“ (WV 488)

Wie eine Heilige und wie eine Scheintote verweist Otilie nicht. In ihrem „fortdauernd schöne[n], mehr schlaf- als todähnlichen Zustand“ (WV 488) wird Otilie zum „Höhepunkt der Ästhetisierung des Todes“<sup>319</sup>. Als denkbar schöne Leiche, die die Vorstellung vom Tod als Bruder des Schlafes exemplarisch illustriert, ist Otilie, wie es bereits in ihrem Totenschlaf anklingt, genau an der Schnittstelle inszeniert, an der sich das Wissen vom Scheintod organisiert: „Denn die ästhetische Undarstellbarkeit des Todes greift zurück auf die antike Beschönigung, die den Tod dem Schlaf annähert – und genau diese Annäherung von Tod und Schlaf wird umgekehrt zur Unsicherheit, wenn es darum geht, die Zeichen des Lebens oder des Todes am Körper zu lesen [...]. Die als lebensbedrohlich empfundene semiotische Unsicherheit über die Zeichen des Todes ist so die exakte Kehrseite eines goethezeitlichen Bedürfnisses nach Umschreibung und Beschönigung des Todes im Bild des 'Todesgenius' und 'Bruder des Schlafes' [...].“<sup>320</sup>

Bezeichnenderweise wird als Deutung von Otilies nicht verwesendem Leichnam die christliche Lesart gewählt, mithin also eine Lesart, die von sich selbst behauptet, die absolute, die einzig richtige zu sein: eine Lesart, die alle Ambivalenz tilgt, keine Ungewissheit kennt und jedes Rätsels Lösung weiß,<sup>321</sup> eine Lesart also, die an sich denselben Anspruch stellt wie die des Scheintods. Doch ruft der Roman diese Lesart nicht als letztgültige auf – auch wenn das Ende dies glauben machen will.<sup>322</sup> Im Gegenteil: „Daß diese christliche Meta-Lesbarkeit nur Zitat ist, daß sie von dem Schema der Gegenbilder und Verkündigungen, das sie einführt, und von den Figuren selbst, deren Heiligkeit sie konstituiert, desavouiert wird, verschärft in letzter Konsequenz nur

---

319 Hillebrand: Erinnerung. S. 77. Diese Ästhetisierung zieht sich durch die *Wahlverwandtschaften* und tritt am deutlichsten zu Tage in der Debatte um Charlottes Friedhofsreform, die sich lesen lässt als „Diskussion um die Verlässlichkeit von Zeichen“ in dem Maß, in dem „'Übertragung' des Grabsteins an einen anderen Ort als den des Grabes [...] die garantierte Beziehung zwischen Zeichen und Referenten, Stein und Leiche [zerreißt]. Wo steht 'Hier ruht', ruht niemand mehr; als von seinem Ort Entferntes verweist das Zeichen ins Leere.“ Horn: Chemie. S. 175.

320 Horn: Trauer. S. 73 – 74.

321 Vgl. Horn: Trauer. S. 162.

322 Wiethölter, die drei Lesarten – die antike, die christliche und die alchemistische – aus dem Text herausarbeitet, betont, dass diese nebeneinander stehenden Interpretationsmöglichkeiten alle gleichermaßen kohärent sind: „Aus ein und demselben Fokus gehen demnach höchst divergierende Erzählungen hervor [...].“ Wiethölter: Legenden. S. 20.

das Problem, als dessen Universallösung sie antritt. Die 'Ungläubigkeit', die Goethe immer wieder nachgesagt wurde, erweist sich in den *Wahlverwandtschaften* darin, daß er gerade *in* seiner christlichen Apotheose das Christentum nicht in seinem Geltungsanspruch auf Glauben anerkennt, sondern es um der patenten Lösungen instrumentalisiert – und als solches ausweist.“<sup>323</sup>

Otilie ist beides zugleich, Heilige und Scheintote, weil sie nichts davon ist: An Otilies nicht verwesendem, jeglichen Zuschreibungen offenem und diesen immer schon unterworfenem Körper organisiert sich die Ungewissheit des Todes. Wo die Zeichen am Körper nicht mehr zuverlässig sind und wo visuellen Zeichen kein eindeutiger Sinn mehr zugewiesen werden kann, da zeigt sich die Fähigkeit von Literatur, die Unbestimmbarkeit, die die Grenze zwischen Leben und Tod ergriffen hat, als solche zu zeigen. Wenn Hörisch also aufzeigt, dass der Aufklärer Mittler an Otilie scheitert, indem an „Otiliens Schweigemysterium [...] Mittlers ubiquitärer Verstehens- und Redewille [zerbricht], um sich als diskursive Machtpraxis zu enthüllen“<sup>324</sup>, so scheitert mit Mittler nicht nur die von Hörisch beschworene „hermeneutisch orientierte Literaturwissenschaft, die die im *Wahlverwandtschaften*-Schluß versammelten stummen Leiber reden machen möchte“<sup>325</sup>, sondern mit ihr auch der Deutungsanspruch, der in den Fallgeschichten, die vom Scheintod handeln, entworfen wird, und der sich demselben Ziel verschrieben hat.

---

323 Horn: Trauer. S. 163.

324 Hörisch: Anorexie. S. 309.

325 Hörisch: Anorexie. S. 309.

#### 4. Rückblick und Ausblick.

Beinahe 30 Jahre nach Goethes *Wahlverwandtschaften*, 1836 nämlich, erscheint Heinrich Heines Novelle *Florentinische Nächte*. Es ist dies ein Text, der es erlaubt, ein abschließendes Licht auf das Wissen vom Scheintod, auf die literarische Konstruktion des Scheintods zu werfen.

Wo Goethes Roman Modernisierungen verhandelt und hochaktuelles kameralistisches und medizinisches Wissen sich in den Text einschreiben, da reflektiert Heines Novelle vergangene Erzähltraditionen: Sie greift romantische Motive auf und stellt diese in ein höchst ironisches Zwielficht, sie zitiert den Topos des Erzählens gegen den Tod<sup>326</sup> und bricht ihn, indem sie geradezu auf den Tod hin erzählt – und sie nimmt den Scheintod in den Fokus in einer Zeit, in der er an Brisanz verloren hat und die bereits errichteten Leichenhäuser zusehends verfallen.<sup>327</sup> Ganz in diesem Sinne findet, anders als bei Goethe, die Theorie der Lebenskraft keine unmittelbare Reflexion in Heines Novelle, anders als in den *Wahlverwandtschaften* wird in den *Florentinischen Nächten* nicht auf die Bemühungen der Rettungsgesellschaften rekurriert. Der Scheintod wird in Heines Novelle, weitgehend losgelöst von Wissenschaft und Aktualität, zu einem Erzählmotiv, das sich in die Reihe romantischer Motive einreihet. Zu einem Erzählmotiv jedoch, das nach wie vor auf überaus komplexe Weise mit einer Krise der Lesbarkeit verbunden ist.

Wie Goethes *Wahlverwandtschaften* kreisen auch Heines *Florentinische Nächte* um die Grenze von Leben und Tod.<sup>328</sup> Anders als bei Goethe nimmt hier jedoch die Nekrophilie, die in der Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern* noch zugunsten der Rettungsmaßnahmen suspendiert wird, eine zentrale Stelle ein.<sup>329</sup> Was hier edoch am meisten interessieren muss, ist die Art, auf die der Scheintod in die *Florentinischen*

---

326 Zu den *Florentinischen Nächten* im Hinblick auf novellistisches Erzählen vgl. Christine Mielke: Der Tod und das novellistische Erzählen. Heinrich Heines „Florentinische Nächte“. In: Heine Jahrbuch 41 (2002), S. 54 – 82.

327 In Deutschland flaute in den 1820ern und 1830ern die Diskussion um die Ungewissheit der Zeichen des Todes in der Gelehrtenöffentlichkeit ab, in Frankreich jedoch, wo Heine sich zu dieser Zeit aufhielt, erhielt die Sorge um die vorzeitige Bestattung Scheintoter neuen Aufschwung; so erschien 1834 Jean-Sébastien-Eugène Julia de Fontenelles *Recherches médico-légales sur l'incertitude des signes de la mort*, das für viele Jahre das einflussreichste französische Buch seiner Art sein sollte; doch auch in Frankreich wurde zusehends Kritik an der Angst vor dem Scheintod laut. Vgl. Bondeson: Lebendig begraben. S. 187 – 190.

328 Vgl. Rüge: Scheintod. S. 94.

329 Weiterführend zur Nekrophilie in den *Florentinischen Nächten* vgl. Bettina Rabelhofer: „...ich habe auch todtte Frauen geliebt“. Zur erotischen Produktionskraft des Todes in Heinrich Heines „Florentinischen Nächten“. In: Heine Jahrbuch 46 (2007), S. 26 – 45.

*Nächte* eingeht: Präsentiert wird er nämlich auf eine Weise, die an die analytische Struktur einiger Fallgeschichten erinnert. Wie in diesen Fallgeschichten, so wird der Scheintod auch hier als Rätsel gesetzt, das der Lösung bedarf, als Rätsel, das sich aus visuellen Zeichen zusammensetzt und zur Lektüre unmittelbar an einem Körper auffordert – an einem Körper jedoch, der weder nach seiner Bestattung in veränderter Position gefunden wird, noch an einem Körper, der nicht verwesend in einem Glassarg ruht und, wie Otilie, die Blicke von Spezialisten und Gläubigen gleichermaßen auf sich zieht. Es ist ein lebendiger Körper, der hier im Fokus der Lektüre steht, ein Körper im Tanz.<sup>330</sup>

In seiner ersten Begegnung mit Laurence nämlich sieht Max, der Protagonist von Heines Novelle, Laurence tanzen auf eine Weise, in der sie, gleichsam wie das Mädchen aus der Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern*, sich selbst zum Zeichen macht. Ihr Tanz ist Sprache, ihr Körper will gelesen und interpretiert werden, setzt sich zugleich aber auch als Rätsel: Laurences Tanz, so heißt es, strebt „nicht durch äußere Bewegungsformen zu amüsieren [...], sondern die äußeren Bewegungsformen schienen Worte einer besonderen Sprache, die etwas Besonderes sagen wollte. Was aber sagte dieser Tanz? Ich konnte es nicht verstehen, so leidenschaftlich auch diese Sprache sich gebärdete.“<sup>331</sup> Ohne Worte erzählt Laurence, die als im Sarg geborene Tochter einer scheinot begrabenen Mutter ein „Todtenkind“<sup>332</sup> ist, in ihrem Tanz vom Scheintod:

Manchmal beugte sich das Mädchen zur Erde, wie mit lauerndem Ohre, als hörte sie eine Stimme, die zu ihr heraufspräche... sie zitterte dann wie Espenlaub, bog rasch nach einer anderen Seite, entlud sich dort ihrer tollsten, ausgelassensten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängstlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaß, schauderte, blieb eine Weile kerzengrade stehen, wie erstarrt, und machte endlich eine Bewegung wie jemand der sich die Hände wäscht. War es Blut, was sie so sorgfältig lange, so grauenhaft sorgfältig von ihren Händen abwusch? Sie warf dabey seitwärts einen Blick, der so bittend, so flehend, so seelenschmelzend... und dieser Blick fiel zufällig auf mich.<sup>333</sup>

Laurence tanzt ihre Geschichte, sie tanzt den Scheintod und fordert mit ihrem Blick Max zur Deutung auf – doch er versagt: „Ich, der sonst die Signatur aller Erscheinungen

---

330 Zu einer detaillierten Analyse von Laurences Tanz vgl. Lucia Ruprecht: *Dances of the Self in Heinrich von Kleist, E.T.A. Hoffmann and Heinrich Heine*. Aldershot: Ashgate 2006. S. 98 – 136.

331 Heinrich Heine: *Florentinische Nächte*. In: Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Düsseldorf Ausgabe. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Band 5. Hamburg: Hoffmann und Campe 1994. S. 197 – 250. S. 231.

332 Heine: *Florentinische Nächte*. S. 246.

333 Heine: *Florentinische Nächte*. S. 232.

so leicht begreift, ich konnte dennoch dieses getanzte Rätsel nicht lösen [...].<sup>334</sup> Max, der sich, Eduard darin nicht ganz unähnlich, seiner überragenden Lektürepraxis und Auffassungsgabe rühmt, vermag Laurences Tanz nicht zu entziffern, an den Zeichen des Scheintods muss er scheitern. Die semiotische Krise, die mit der Ungewissheit der Zeichen des Körpers um sich greift, schreibt sich in Heines Novelle ebenso ein wie in Goethes Roman, wird jedoch aus einer anderen, ironisch gebrochenen Perspektive reflektiert,

Anhand des Scheintods kann Literatur vielfache Reflexionsebenen öffnen: Der Scheintod erweist sich als weit mehr als ein bloßer Horroreffekt. Er legt den Finger auf brennende Fragen nach dem Wesen von Leben und Tod und sucht sich der Grenze, die die beiden voneinander trennt, anzunähern. Ein hochaktuelles medizinisches Wissen, dass sich der Schaffung von Klarheit und präziser Zuordenbarkeit verschreibt stößt an dieser Grenze auf nicht Auflösbares, das sich klaren Distinktionen und Definitionen nicht unterwerfen will, mithin also an den Rand der eigenen Deutungshoheit. Ein Übergreifen alternativer Deutungsmodelle ist die Folge: Gerade da, wo der Scheintod mit als Aberglauben diffamierten Interpretationen konkurriert und gegen Gespensterglaube sowie religiöse Erklärungen anschreibt, gehen diese in seine ureigensten Struktur ein als Wiederkehr um Mitternacht oder Auferstehung am dritten Tag. Auf eindrucksvolle Weise inszenieren dies die *Wahlverwandtschaften* in der Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern* und anhand von Otilies nicht verwesendem Leichnam, der zahlreiche Fragen aufwirft und letztlich ohne Antworten als ungelöstes Mysterium die Ungewissheit des Todes visualisiert. Die Krise der Lesbarkeit, die an der Grenze von Leben und Tod angesiedelt ist, geht in Goethes Roman ein als Multiplizierung möglicher Lesarten, die, gerade indem sie Sinnstiftungsmodelle, die von sich selbst behaupten, die einzig gültige Interpretation gefunden zu haben – das religiöse, das chemische, das makrobiotische – aufrufen, die einzig wahre Lektüre suspendieren. Durch die Literatur immer inhärente Mehrdeutigkeit kann sie die Krise der Lesbarkeit, die die Angst vor dem Scheintod bedeutet, ausloten und als solche zu lesen geben.

Eine vertiefende Analyse auch anderer Texte auf ihr Wissen vom Scheintod hin muss am Schluss dieser Arbeit als Forschungsdesiderat stehen.

---

334 Heine: Florentinische Nächte. S. 231.





## 5. Bibliographie.

Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“. Goethes 'Wahlverwandtschaften' und die Chemie seiner Zeit. München: Beck 1987.

Allemann, Beda: Zur Funktion der chemischen Gleichnisrede in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Günther, Vincent J. u.a. (Hrsg.): Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese. Berlin: Schmidt 1973. S. 199 – 218.

An, Jang-Hyok: Goethes „Wahlverwandtschaften“ und das Andere der Vernunft. Die Mikro- und Makrokonstellation der Andersheit als atopische Gegeninstanz zum Identitätszwang. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. (Epistemata 515)

Anz, Thomas: Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen. München: DTV 2002.

Ariès, Philippe: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. Üs. v. Hans-Horst Henschen. München: dtv 1982.

Barkhoff, Jürgen: Tag- und Nachtseiten des animalischen Magnetismus. Zur Polarität von Wissenschaft und Dichtung bei Goethe. In: Matussek, Peter (Hrsg.): Goethe und die Verzeitlichung der Natur. München: Beck 1998. S. 75 – 100.

Blumenthal-Barby, Kay und Susanne Hahn: Tod, Scheintod und Wiederbelebung. Eine medizinhistorische Betrachtung. In: Hahn, Susanne (Hrsg.): „Und der Tod wird nicht mehr sein...“. Medizin- und kulturhistorische, ethische, juristische und psychologische Aspekte der Wiederbelebung. Darmstadt: Steinkopff 1997. S. 33 – 46.

Bondeson, Jan: Lebendig Begraben. Geschichte einer Urangst. Üs. v. Thorsten Schmidt. Hamburg: Hoffmann und Campe 2002.

Brandstädter, Heike: Der Einfall des Bildes. Otilie in den „Wahlverwandtschaften“. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. (Epistemata 314)

Brandstetter, Gabriele: Schreibszenen. Briefe in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Hinderer, Walter (Hrsg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. (Stiftung für Romantikforschung 21), S. 193 – 212.

Brandstetter, Gabriele: Poetik der Kontingenz. Zu Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 39 (1995), S. 130 – 145.

Bronfen, Elisabeth: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. Üs. v. Thomas Lindquist. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.

Bruhier, Jacques Jean: Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes, und dem Misbrauche, der mit übereilten Beerdigungen und Einbalsamierungen vorgeht. Üs. v. Johann Gottfried Jancke. Leipzig und Kopenhagen: Rothsische Buchhandlung 1754.

Chiarini, Paolo: Das Wasser und die Tinte. Symbolische Schreibweise und romantische Allegorie in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Chiarini, Paolo (Hrsg.): Bausteine zu einem neuen Goethe. Frankfurt a.M.: Athenäum 1987. S. 107 – 117.

Geserick, Gunther und Norbert Stefenelli: Furcht vor dem Scheintod. In: Stefenelli, Norbert (Hrsg.): Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten. Wien u.a.: Böhlau 1998. S. 124 – 132.

von Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. In: von Goethe, Johann Wolfgang: Werke. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Band 6. München: Beck 141996. S. 242 – 490.

Heine, Heinrich: Florentinische Nächte. In: Heine, Heinrich: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Düsseldorfer Ausgabe. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Band 5. Hamburg: Hoffmann und Campe 1994. S. 197 – 250.

Hermann, Elisabeth: Die Todesproblematik in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Berlin: Schmidt 1998. (Philologische Studien und Quellen 147)

Hillebrand, Anne-Katrin: Erinnerung und Raum. Friedhöfe und Museen in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (Epistemata 341)

Hoffmann, Christoph: „Zeitalter der Revolutionen“. Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels. In: Dvjs 67 (1993), S. 417 – 450.

Holtermann, Michael: „Thierischer Magnetismus“ in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 164 – 197.

Hörisch, Jochen: Das Sein der Zeichen und die Zeichen des Seins. Marginalien zu Derridas Ontosemiologie. In: Derrida, Jacques: Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls. Üs. v. Jochen Hörisch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979. S. 7 – 50.

Hörisch, Jochen: „Die Begierde zu retten“. Zeit und Bedeutung in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Hörisch, Jochen und Georg Christoph Tholen (Hrsg.): Eingebildete Texte. Affairen zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. München: Fink 1985. S. 78 – 90.

Hörisch, Jochen: „Die Himmelfahrt der bösen Lust“ in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Versuch über Ottiliens Anorexie. In: Bolz, Norbert W. (Hrsg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 308 – 322.

Horn, Eva: Chemie der Leidenschaften. Johann Wolfgang von Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. In: Nischik, Reingard M. (Hrsg.): *Leidenschaften literarisch*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1998. (Texte zur Weltliteratur 1), S. 163 – 182.

Horn, Eva: Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. München: Fink 1998. (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 95)

Hufeland, Christoph Wilhelm: Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Mit einem Brief Immanuel Kants an den Autor sowie einem Nachwort von Rolf Brück. Frankfurt a.M.: Insel 1984.

Hufeland, Christoph Wilhelm: Inauguraldissertation über den medizinischen Nutzen der elektrischen Kraft beim Scheintod, mit Experimenten belegt. Üs. v. Klaus Pfeifer. Bad Langensalza: Rockstuhl 2006.

Hufeland, Christoph Wilhelm: Der Scheintod oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber, in alphabetischer Ordnung. Berlin: Matzdorf 1808.

Hufeland, Christoph Wilhelm: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Richtigkeit zu überzeugen und das Lebendigbegrabenwerden unmöglich zu machen nebst der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar. Weimar: Glüsing 1791.

Kessel, Martina: Die Angst vor dem Scheintod im 18. Jahrhundert. Körper und Seele zwischen Religion, Magie und Wissenschaft. In: Schilch, Thomas und Claudia Wiesemann (Hrsg.): *Hirntod. Zur Kulturgeschichte der Todesvorstellung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001. S. 133 – 166.

Kister, Stefan: Text als Grab. Sepulkrales Gedenken in der deutschen Literatur um 1800. Bielefeld: Aisthesis 2001.

Kittler, Friedrich A.: Goethe II. Otilie Hauptmann. In: Kittler, Friedrich A.: Dichter – Mutter – Kind. München: Fink 1991. S. 119 – 148.

Kittler, Wolf: Goethes Wahlverwandtschaften. Sociale Verhältnisse symbolisch dargestellt. In: Bolz, Norbert W. (Hrsg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 230 – 259.

Koch, Tankred: Lebendig Begraben. Geschichte und Geschichten vom Scheintod. Leipzig: Edition Leipzig 1990.

Köhler-Zülich, Ines: Erzählungen über den Scheintod. Faktizität und Fiktionalität in medizinischen Fallberichten. In: Beyer, Jürgen und Reet Hiimäe: Folklore als Tatsachenbericht. Tartu: Sektion für Folkloristik des Estnischen Literaturmuseums 2001. S. 107 – 126.

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967.

von Matt, Peter: Versuch, den Himmel auf der Erde einzurichten. Der Absolutismus der Liebe in Goethes Wahlverwandtschaften. In: Meier, Heinrich und Gerhard Neumann (Hrsg.): Über die Liebe. Ein Symposium. München und Zürich: Piper 2001. (Veröffentlichungen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung 8), S. 263 – 304.

Mielke, Christine: Der Tod und das novellistische Erzählen. Heinrich Heines „Florentinische Nächte“. In: Heine Jahrbuch 41 (2002), S. 54 – 82.

Miller, Norbert: Mutmaßungen über lebende Bilder. Attitüde und „tableau vivant“ als Anschauungsform des 19. Jahrhunderts. In: de la Motte-Haber, Helga (Hrsg.): Das Triviale in Literatur, Musik und bildender Kunst. Frankfurt a.M.: Klostermann 1972. S. 106 – 130.

Neumann, Gerhard: Bild und Schrift. Zur Inszenierung von Fiktionalität in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Freiburger Universitätsblätter 28/103 (1989), S. 119 – 128.

Noyes, John: Die blinde Wahl. Symbol, Wahl und Verwandtschaft in Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. In: Dvjs 65 (1991), S. 132 – 151.

Patak, Martin: Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Zürich: Juris 1967.

Pfeifer, Klaus: Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts. Wien u.a.: Böhlau 2000.

Rabelhofer, Bettina: „...ich habe auch todte Frauen geliebt“. Zur erotischen Produktionskraft des Todes in Heinrich Heines „Florentinischen Nächten“. In: Heine Jahrbuch 46 (2007), S. 26 – 45.

Ruprecht, Lucia: Dances of the Self in Heinrich von Kleist, E.T.A. Hoffmann and Heinrich Heine. Aldershot: Ashgate 2006.

Rüve, Gerlind: Scheintod. Zur kulturellen Bedeutung der Schwelle zwischen Leben und Tod um 1800. Bielefeld: transcript 2008.

Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770 – 1910. Frankfurt a.M.: Klostermann <sup>3</sup>1988.

Schlaffer, Heinz: Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Bolz, Norbert W. (Hrsg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981. S. 211 – 229.

Schön, Erich: Geschichte des Lesens. In: Bodo Franzmann u.a. (Hrsg.): Handbuch Lesen. Baltmannsweiler: Schneider 2006. S. 1 – 85.

von Schubert, Gotthilf Heinrich: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden: Arnoldische Buchhandlung 1808.

Schuhmacher, Katrin: *Femme fantôme. Poetologien und Szenen der Wiedergängerin um 1800/1900*. Tübingen: Francke 2007. (Studien und Texte zur Kulturgeschichte der deutschsprachigen Literatur 6)

Stengers, Isabelle: Die doppelsinnige Affinität. Der newtonsche Traum der Chemie im achtzehnten Jahrhundert. In: Serres, Michel (Hrsg.): *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*. Üs. v. Horst Brühmann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998. S. 527 – 567.

Stephan, Inge: „Schatten, die einander gegenüberstehen“. Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Stephan, Inge: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2004. S. 253 – 275.

Vedder, Ulrike: Scheintod, Koma, Testament. Wissenschaftliche und literarische Fiktionen an der Grenze des Todes. In: Breger, Claudia (Hrsg.): *Engineering Life. Narrationen vom Menschen in Biomedizin, Kultur und Literatur*. Berlin: Kadmos 2008. S. 53 – 70.

Vogl, Elisabeth: *Der Scheintod. Eine medizingeschichtliche Studie*. Diss. Univ. München 1986.

Vogl, Joseph: Einleitung. In: Vogl, Joseph (Hrsg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999. S. 7 – 16.

Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich, Berlin: diaphanes 2004.

Vogl, Joseph: Mittler und Lenker. Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Vogl, Joseph (Hrsg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999. S. 145 – 161.

Wellbery, David E.: Die Wahlverwandtschaften. In: Lützeler, Paul Michael und James E. McLeod (Hrsg.): Goethes Erzählwerk. Interpretationen. Stuttgart: Reclam 1985. S. 291 – 318.

Wiethölter, Waltraud: Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften. In: Dvjs 56 (1982), S. 1 – 64.



## 6. Anhang.

### 6.1. Abstract.

Da diese Arbeit sich aus wissenspoetologischer Perspektive mit dem Scheintod und Goethes *Wahlverwandtschaften* befasst, ist eine detaillierte Auseinandersetzung mit dem konkreten historischen Ort, an dem sich das Wissen vom Scheintod organisiert, unumgänglich. Das Wort „Scheintod“ nämlich ist ein Neologismus aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im beginnenden 19. Jahrhundert liegt der Kern der wissenschaftlichen Scheintod-Diskussion. Auf dieser liegt der Fokus des ersten Teils dieser Arbeit, der sich besonders auf Christoph Wilhelm Hufelands Theorie der Lebenskraft und des Scheintods konzentriert und einige exemplarische Fallgeschichten von scheinotenen Personen einer näheren Analyse unterzieht. Es ist gerade auf der Basis der Auseinandersetzung mit den Fallgeschichten, dass sich die Grundthese dieser Arbeit erhärtet wird, derzufolge die Angst vor dem Scheintod Ausdruck einer Krise der Lesbarkeit körperlicher Zeichen ist, die sich den in die Texten, die vom Scheintod handeln, einschreibt.

Vor diesem Hintergrund erfolgt im zweiten Teil dieser Arbeit eine Analyse von Goethes *Wahlverwandtschaften*. Obwohl nur einmal explizit von Scheintoten die Rede ist, erweist sich der Roman an zentralen Stellen als mit Fragen nach der Ungewissheit des Todes befasst. Dabei lassen sich drei Phasen der Auseinandersetzung mit dem Scheintod ausmachen, nach deren Gang der zweite Teil dieser Arbeit strukturiert ist. Zunächst organisiert der Hauptmann das Anwesen nach makrobiotischen Gesichtspunkten, um den während des Richtfests ertrunkenen Knaben erfolgreich retten zu können. In der zweiten Phase lässt sich im Bezug auf die Grenze von Leben und Tod eine zunehmende Ambivalenz ausmachen; in der Novelle von den *Wundersamen Nachbarskindern* schwimmt die Geschichte eines Falls von Scheintod mit einer Gespenstergeschichte und als Otto ertrinkt gehen Scheintod und Scheinleben ineinander über. Die dritte und letzte Phase schließlich ist an Ottilie gekoppelt: Durch den Roman hindurch gleichermaßen zur Heiligen und zur paradigmatischen Scheintoten stilisiert, treffen an ihrem nicht verwesendem Körper gegenläufige Sinnstiftungsmodelle aufeinander und müssen letztlich vor der Ungewissheit der Zeichen des Todes ihre Deutungsfähigkeit

relativieren. Was sich in den *Wahlverwandtschaften* exemplarisch zeigt, ist die Fähigkeit von Literatur, die Krise der Lesbarkeit, die die Grenze von Leben und Tod ergriffen hat, als solche zu zeigen.

## **6.2. Lebenslauf.**

### **Persönliche Daten**

Stephanie Langer

Geboren am 05. Oktober 1986 in Wien

### **Ausbildung**

**2005 – 2011** Studium der Deutschen Philologie und der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Wien und der Freien Universität Berlin

**1997 – 2005** Bundesgymnasium Wien 9, humanistischer Zweig

**1993 – 1997** Marianum, Volksschule der Schulbrüder m.ÖR

### **Tutorin am Institut für Deutsche Philologie**

**01.10.2010 – 28.02.2011** Tutorin für Methoden I